Geschichte

Grundwissen des Untergymnasiums

Dr. J. Soom

WAS IST GESCHICHTE?

Der Geschichtsbegriff wird sowohl in der Wissenschaft als auch umgangssprachlich häufig in einem doppelten Sinne gebraucht. Gemeint ist entweder das vergangene Geschehen in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft (die Geschichte) oder deren Erforschung und Darstellung (die Geschichtswissenschaft).
Diese Doppeldeutigkeit des Begriffes widerspiegelt das komplizierte Verhältnis zwischen Geschichte als objektivem, d.h. tatsächlichem Entwicklungsprozess der menschlichen Gesellschaft, und seiner subjektiven Wahrnehmung durch Wissenschaftler oder Betrachter. Die Kompliziertheit dieses Verhältnisses ist vor allem dadurch bedingt, dass Geschichte als tatsächliches Geschehen in der Vergangenheit stattfand und es nur durch die Erinnerung noch lebender Zeitzeugen, durch seine Widerspieglung in Kunstwerken oder durch ideelle und materielle Quellen zugänglich gemacht werden kann. Insofern ist Geschichte so etwas wie ein grosses Gedächtnis der Menschheit über ihre Vergangenheit.

Geschichtsdefinition

Geschichte ist die Gesamtheit der Veränderungen der menschlichen Gesellschaft oder einzelner Teilbereiche, wie sie durch das Denken und Handeln Einzelner oder gesellschaftlicher Gruppen in der Vergangenheit erfolgte, sich in der Gegenwart fortsetzt und auch in der Zukunft erfolgen wird. Geschichte vollzieht sich in Raum und Zeit. Das schlägt sich auch in einer Periodisierung des Geschichtsprozesses nieder. Zumeist wird die Geschichte in vier grosse Epochen aufgeteilt. Man unterscheidet:

- Vor- und Frühgeschichte,
- Altertum,
- Mittelalter,
- Neuzeit und ihre jüngste Phase, die Zeitgeschichte.

Diese Aufgliederung ist vor allem für die europäische Geschichte charakteristisch. (In anderen Regionen der Welt werden oft andere Begriffe und Periodisierungen verwendet.) Neben der Periodisierung des Geschichtsprozesses wird auch eine Einteilung nach inhaltlichen Bereichen vorgenommen. Damit wird die Vielschichtigkeit und Vielseitigkeit der geschichtlichen Entwicklung unterscheidbar gemacht. Solche Teilbereiche der Geschichte sind:

- politische Geschichte,
- Kulturgeschichte,
- Territorialgeschichte,
- Sozial- und Wirtschaftsgeschichte,
- Rechts- und Verfassungsgeschichte,
- Religions- und Kirchengeschichte.

Nutzen der Geschichtsbeschäftigung

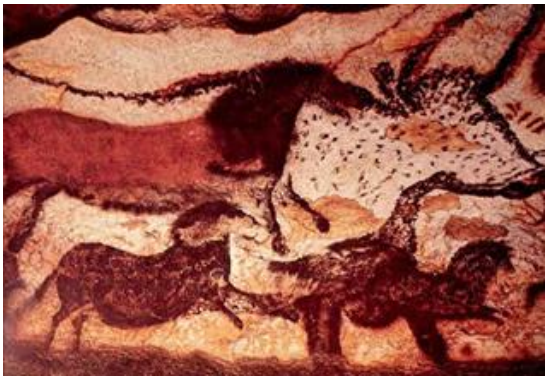
Die Beschäftigung mit Geschichte ist nicht nur eine Frage der Allgemeinbildung, vergangene Prozesse und Ereignisse zu kennen und zu verstehen. Sie ist auch wichtig für das Verständnis der Gegenwart, für das Bewerten aktueller Entwicklungen, Erscheinungen und Handlungsweisen. Nützt es beispielsweise, etwas über den Marshallplan oder gar über den Dreissigjährigen Krieg zu wissen? Würde es nicht reichen, sich bei Bedarf an Nachschlagewerke zu halten? Das würde sicher nicht dafür reichen, Fakten und Zusammenhänge zu verstehen, die in Büchern, Zeitungsberichten, Rundfunk- und Fernsehsendungen, aber auch in privaten und öffentlichen Gesprächen angesprochen werden.
Kenntnisse über die Geschichte und Einsichten in ihr Wesen, vor allem über die geschichtliche Bedingtheit unserer Existenz (Geschichtsbewusstsein) sind in unserer Zeit unerlässlich für das selbstständige Denken und Handeln der Menschen als mündige Bürger.
Die Auseinandersetzung mit der Geschichte befähigt zur Einschätzung gegenwärtiger Ereignisse und Prozesse. So können beispielsweise durch geschichtliche Vergleiche die Vorschläge und das Agieren politischer Parteien oder Erklärungen von Politikern und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sachkundiger bewertet werden.

URGESCHICHTE

Altsteinzeit (Paläolithikum)

Durch Fundstellen bei Peking (Bejing) in China, Dmanisis in Georgien, Cro-Magnon in Frankreich, Mauer bei Heidelberg in Deutschland und andere konnte die Lebensweise der frühesten Menschen nachgezeichnet werden. Die Menschen lebten in einer höhlenreichen Landschaft, kannten das Feuer und gingen auf Grosswildjagd. Wesentlich für die Nahrungsbeschaffung war das Sammeln von Früchten, Wurzeln und Kleingetier. Die erste Gemeinschaftsform arbeitender Menschen war die Horde. In mehreren Hunderttausend Jahren vermochten die Menschen nur langsam ihre Lebensweise zu verändern. Mehrfach veränderten sich Klima und Landschaften in Folge von Eiszeiten, Regenzeiten und grossen Wärmeperioden.
Funde beweisen, dass die Menschen den Arbeitsgeräten aus Stein eine zweckbestimmte Form gegeben hatten. Das prägende Werkzeug wurde der Faustkeil ➔. Alle vorkommenden Arbeiten wie Schaben, Kratzen, Schlagen Bohren konnten mit ihm ausgeführt werden. Die dabei gemachten Erfahrungen führten zur Schaffung von Spezialwerkzeugen. Es entstanden Bohrer, Kratzer, Stichel und Schaber.
Zu ihren Jagdwaffen gehörte neben Feuersteingeräten der hölzerne Speer. Das jagdbare Wild wurde auch in Fanggruben gefangen. Die sich entwickelnden Jagdmethoden in der Horde erforderten bereits eine Planung und Aufgabenteilung. Die Ausbeute der Jagd und des Sammelns gehörte der ganzen Horde und wurde nach bestimmten Regeln unter die Mitglieder verteilt.
Im Kampf gegen die Unbilden der Natur und gegen wilde Tiere hatten sich die Hordengemeinschaften enger zusammengeschlossen. Auch die Erfordernisse der gegenseitigen Hilfe bei der Nahrungsbeschaffung führten zu befreundeten Beziehungen zu anderen Horden. Es kam zu bestimmten Ordnungen innerhalb der Gemeinschaften, zur Herausbildung von Sippen als beständige Organisationsform.
Die Sippe war eine grössere Gruppe von Verwandten gleicher Abstammung. Für die Sippe galt das Verbot, innerhalb der Sippe zu heiraten. Die in der Sippengemeinschaft lebenden Menschen besiedelten neben Asien, Afrika und Europa auch den Norden des amerikanischen Kontinents. Sie besassen viele Werkzeuge aus Holz, Knochen, Stein, deren Anfertigung eine weitgehende Spezialisierung der Feuersteinwerkzeuge bedeutete. Es wurden bereits Werkzeuge zur Herstellung von Werkzeugen produziert.
Als Jagdwaffen wurden Speerschleuder und Harpune entwickelt. Am Ende der Eiszeit war die Erfindung von Pfeil und Bogen eine bedeutende Errungenschaft für die Verbesserung der Jagdmethoden. In zunehmendem Masse konnte der Jagderfolg gesichert und die Ernährungsgrundlage verbreitert werden. Die Jagdreviere konnten eingeschränkt werden, so dass Rastplätze für längere Zeit an ergiebigen Jagdgründen bestehen blieben.
Ausgrabungen, z.B. in Deutschland, belegen das Vorhandensein dieser Rastplätze mit langgestreckten Hüttenbauten, Pfahlbauten, Feuerstellen.
Innerhalb der Sippengemeinschaften bildete sich in Folge der immer komplizierter werdenden Arbeitsvorgänge eine einfache, naturwüchsige Arbeitsteilung heraus. Diese Arbeitsteilung vollzog sich vor allem zwischen den Geschlechtern. Die Tätigkeit des Mannes war insbesondere die Jagd, die der Frau das Sammeln von Früchten, Wurzeln und Kleingetier, ihr oblag die Wartung der Kinder und des Feuers sowie die Nahrungszubereitung.

Alle Angehörigen der Sippe hatten gleiche Rechte und Pflichten. Über die geistige Vorstellungswelt der Menschen geben vielen Zeichnungen und Malereien an Felswänden (z.B. an den Felswänden der Höhle bei Lascaux ➔ im Vézèretal in Südfrankreich), Ritzungen auf Knochengeräten Auskunft. Darstellungen von Tierbildern und Jagdszenen zeugen von magischen, zauberischen Vorstellungen. Sie spiegeln den Erkenntnisstand wider; die Menschen glaubten an eine Verbesserung ihres Jagdergebnisses, wenn sie Tiere an die Felswände malten und sie dann mit Speeren durchbohrten oder mit Pfeilen beschossen.



Zahlreiche, über ganz Europa verbreitete Frauenfigürchen, in weichen Stein oder Knochen geritzt, geben Kunde von der Stellung der Frau. Im Laufe der letzten Eiszeit hatte sich in Afrika, Asien und Europa eine etwa gleich hohe Jäger- und Sammlerkultur entwickelt. Die Bestattung der Toten, zunächst in einfachen Erdgruben, wird Brauch.
Nachdem die grossen Gletschermassen, etwa 8000 v. Chr., abgeschmolzen waren, nahm der Fischfang einen besonderen Platz ein. An fischreichen Gewässern bildete sich allmählich eine Saison bedingte Sesshaftigkeit heraus. Die Rastplätze wurden mitunter zu kleinen Ansiedlungen für längere Zeit. In dieser Zeit gesellte sich der Hund als Jagdhelfer zum Menschen.

Jungsteinzeit (Neolithikum)

Der Übergang zur Sesshaftigkeit hat das Leben der Menschen grundlegend verändert. Diese Epoche, die eine Revolution in der Geschichte der Menschheitsentwicklung darstellte, wird als Jungsteinzeit bezeichnet. Die jungsteinzeitlichen Lebensformen drangen allmählich vom Orient nach Europa vor.
Seit etwa 50'000 Jahren gab es im westlichen Eurasien nördlich von Mesopotamien (fruchtbarer Halbmond) nutzbare Pflanzengesellschaften und Wildformen von Ziege und Schaf. Nachweisbar sind Wildformen von Emmer, Einkorn und Gerste. Steinerne Mörser und Stössel weisen darauf hin, dass die Körner aufbereitet wurden.
Das Getreide sowie Jagdwild wie Gazellen, Ziegen, Schafe, Auerochsen und Vögel haben zu einem grossen Teil die Nahrung gesichert. Es kam zur Anlage von Dörfern mit runden Einzelhäusern und Anlagen für Gräberfelder. Das waren die ersten Anzeichen längerer saisonaler oder auch ganzjähriger Sesshaftigkeit.
Allmählich wurde die Pflege des Wildgetreides durch planmässige Aussaat ergänzt. Die Ernte mit langstieligen Erntemessern (aus Knochen oder Holz mit Feuersteinklingen) wirkte sich dabei auf das Erntegut aus. Der Grund war, dass fester haftende Körner geerntet wurden, während die locker sitzenden ausfielen. Die Wiederaussaat erfolgte mit den stabileren Körnern. Damit erfolgte eine Selektion jener Eigenschaften, die für die früheren kultivierten Getreidearten typisch waren. Dieses stabile Getreide konnte gewinnbringend an feuchteren und bewässerten Standorten angebaut werden. So begann im Tiefland von Mesopotamien, dem späteren Sumer, der erste bewässerte Feldbau. Ziegen und Schafe wurden hier bereits durch Schweine und Rinder ergänzt.

Ackerbau und Viehzucht in Mitteleuropa

Am Ende der letzten Eiszeit um 10'000/8000 v. Chr. begann sich von Süden her ein Waldgürtel auszubreiten. Nach Birken und Kiefern folgten Eichen, Ulmen, Linden und Haselsträucher. Ein dichter Eichenmischwald erstreckte sich bald über Mitteleuropa. Viele Tiere wie Bären, Wölfe, Luchse, Auerochsen, Wisente und Rotwild bevölkerten die Wälder.

An freien Seeufern fanden die Menschen gute Bedingungen für Siedlungen. In den weichen Boden konnten Pfosten für den Hausbau gerammt werden, auch Schilf zum Dachdecken war vorhanden. Ausserdem siedelten die Menschen an Flussläufen, auf gerodeten Lichtungen oder freien Anhöhen.
Zum Hausbau verwendeten die Menschen gerade gewachsene Baumstämme, die sie mit Steinbeilen fällten. An einem Holzschaft war eine Steinklinge mit Schnüren befestigt. Erst später wurde das Durchbohren der Klinge für den Schaft entwickelt. Für ein Haus benötigten die Menschen etwa 120 laufende Meter Pfahl- und Balkenmaterial. Das waren ungefähr 25 Bäume. Die Rodung zur Gewinnung von Ackerfläche bedeutete einen noch grösseren Eingriff in die Natur. Der Mensch hat also schon vor etwa 10'000 Jahren seine Umwelt erheblich verändert.
Bisherige Ausgrabungen vermitteln eine ungefähre Vorstellung der Grösse und Bevölkerungsstruktur solcher Dörfer. Meist waren es sieben bis zehn Häuser. Die Familiengrösse umfasste zunächst etwa 4 bis 8 Personen, so lebten also etwa 28 bis 80 Personen in solch einem Dorf.

Arbeitsteilung in der Jungsteinzeit

Die Viehzucht gehörte zum Aufgabenbereich des Mannes, der Getreideanbau zu dem der Frau. Wahrscheinlich war das in der Tradition der Jäger und Sammler begründet. So verstärkte sich die aus der Altsteinzeit stammende Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau.
Bei Ausgrabungen stiessen die Wissenschaftler auch auf Knochen geschlachteter Haustiere. Anhand der Knochen waren hier die ersten gezüchteten Haustiere Rind, Schwein, Schaf, Ziege und Hund. Zur Nahrungsergänzung sammelten die Frauen und Kinder Wildfrüchte, essbare Wurzeln, Pilze und Wildgemüse.
Neben dem Ackerbau und der Haustierhaltung versorgten sich die Menschen weiterhin durch Jagd- und Fischfang mit eiweissreicher Nahrung. Für den Winter legten sie Vorräte an; dabei waren Lufttrocknung und Räucherei wichtige Konservierungsmethoden.
Bei der Herstellung von Werkzeugen und Geräten fand eine Revolution statt. Zuerst lockerten die Bauern den Boden mit spitzen Holzstäben oder Hacken. Mit dem später erfundenen Holzpflug wurde der Feldanbau entscheidend verbessert. Mehr und mehr übernahmen die Männer die schweren Bestellarbeiten des Feldes. Aus Feuerstein wurden Sicheln hergestellt für die Ernte. Zur Aufbewahrung überschüssiger Nahrungsmittel wurden Töpfe, Krüge und Schalen aus Tonerde geformt. Die Tongefässe wurden an der Sonne getrocknet oder im Ofen zu feuerfestem Keramikgeschirr gebrannt.
Eine weitere Errungenschaft war das Spinnen und Weben. Die Herstellung bäuerlicher Gegenstände war zeitaufwändig und erforderte Übung und Geschicklichkeit. Handwerker bildeten sich heraus, die Töpferwaren, Stoffe, Werkzeuge und Waffen herstellten. Erster Tauschhandel setzte ein, indem Händler von Dorf zu Dorf zogen und die Erzeugnisse vertrieben.

Besitz und Eigentum

Jäger und Sammler besassen nur das, was sie auf die Wanderung mitnehmen konnten. Mit der neuen Lebensweise in der Jungsteinzeit konnten die Menschen durch die Sesshaftigkeit Eigentum bilden. Die Form des Eigentums spielte dabei noch eine untergeordnete Rolle. So gab es Eigentum der Dorfgemeinschaft und Eigentum des Einzelnen. Mit Schutzgräben und Zäunen sicherten die Dorfbewohner ihre zunächst unbefestigten Dörfer vor Plünderern.

Grossfamilien und Stämme

Mit der Sicherung der Ernährungsgrundlage durch Ackerbau und Viehzucht kam es in der Jungsteinzeit zu einem enormen Anwachsen der Bevölkerung. In den sich entwickelnden Langhaussiedlungen lebten die Menschen in Grossfamilien. Zu einer Grossfamilie zählten inzwischen die Grosseltern, Eltern, die unverheirateten Kinder sowie die verheirateten Söhne mit Schwiegertöchtern und ihren Kindern.

Mehrere dieser Grossfamilien, die meist blutsverwandt waren, bildeten die Sippe. Ein Familienoberhaupt organisierte das Leben und die Arbeit der Sippe. Aus ihren Reihen wurde der Dorfvorsteher gewählt.
Wurde die Dorfbevölkerung so gross, dass die Ernährung nicht mehr gesichert werden konnte, verliessen die jungen Leute das Dorf und gründeten in der Nähe neue Siedlungen. Es entstanden in einem Gebiet grössere Gemeinschaften, die Stämme. Alte Bräuche und gemeinsame Gewohnheiten hielten die Angehörigen der Stämme zusammen.

Glaube und Bestattungen

Die Menschen hatten das Gefühl der Abhängigkeit von überirdischen Mächten. Vieles erschien ihnen unerklärbar, unheimlich und z. T. bedrohlich. Mit Opferzeremonien versuchten sie „dämonische Kräfte" gnädig zu stimmen. So opferten sie beim Hausbau ein Schwein und begruben es unter dem Herd. Sie erhofften sich dadurch Glück und Schutz vor feindlichen Naturgewalten.
Ausserhalb der Siedlungen wurden Friedhöfe für die Bestattung angelegt. In einfachen Gruben wurde der Leichnam in einer Schlafstellung beigesetzt. Als Grabbeigaben sind Tontöpfe bekannt, die wahrscheinlich mit Speisen gefüllt waren. Schmuck und Waffen wurden ebenfalls beigelegt. In Norddeutschland und an der Atlantikküste wurden die Toten in Grosssteingräbern beigesetzt. Das waren „Hünengräber", die mit mächtigen Tragsteinen und einem grossen Deckstein ursprünglich von einem Erdhügel überdeckt waren. Ganze Bauernsippen konnten in dieser Grabanlage bestattet werden.

Metallzeit

Lebensweise in der Bronzezeit

Die Geschichte der Metallverarbeitung reicht über 6000 Jahre zurück. Sie war in der Ur- und Frühgeschichte so wichtig, dass zwei Epochen nach Metallen benannt wurden: die Bronzezeit und die Eisenzeit. Im Rahmen der Epochenbestimmung geht dieser Kulturperiode die Kupferzeit voraus, für die sich wegen der schwierigen Datierbarkeit im wissenschaftlichen Sprachgebrauch der Ausdruck Kupfer verwendendes Neolithikum durchgesetzt hat. Deshalb ist die Bronzezeit die geschichtliche Epoche, die der Jungsteinzeit folgt.
In der Bronzezeit von 1700 bis 800 v. Chr. finden wir in Norddeutschland, Dänemark und Südskandinavien Grosssteingräberbauern, Streitaxtleute und Schnurkeramiker, in Ostdeutschland die Lausitzer Kultur, die den Illyrern zugewiesen wird, und in Süddeutschland/der Schweiz die keltische.
In südlichen Teilen Europas verbreitete sich die Kenntnis der Legierung des Kupfers mit Zinn etwa seit 2000 v. Chr., nachdem in der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. in Mesopotamien und Anatolien die Vorteile dieser Legierung erkannt worden waren. Obwohl Bronzegegenstände zunehmend das tägliche Leben beherrschten, brach die traditionelle Herstellung und Nutzung von Steingeräten in den folgenden Jahrhunderten nicht ab.
Die meist unbefestigten Siedlungen und jahrhundertealte Traditionen und Jenseitsvorstellungen wurden allmählich aufgegeben. An strategisch günstigen Plätzen entstanden befestigte Siedlungen. Das waren vor allem Anhöhen oder Seeufer. Vielfach wurden die Verstorbenen zusammen mit ihrem persönlichen Besitz verbrannt, die Asche in Urnen beigesetzt und Urnenfelder mit bis zu mehreren Tausend Gräbern angelegt.
In Europa sind religiöse und weltliche Macht in der jüngeren Bronzezeit besonders ausgeprägt. Kennzeichen hierfür sind Burgen mit starken Befestigungsanlagen. Im Umfeld solcher Anlagen konnten oft kleinere unbefestigte Siedlungen oder Einzelhöfe nachgewiesen werden, die eine Wirtschafts- und Sozialeinheit gebildet haben könnten.

Der Einfluss der Kelten auf Europa

Die Kelten wurden von den Römern Gallier, das heisst Kämpfer, genannt. Woher die Kelten ursprünglich kamen, ist bis heute nicht schlüssig geklärt. Wahrscheinlich entstanden sie durch kulturelle Evolution aus Stämmen der Urnenfelderzeit (1200–750 v. Chr.). Erst in der frühen La-Tène-Zeit (benannt nach einer ausgegrabenen keltischen Siedlung am Neuenburgersee) können Gemeinsamkeiten für einen grösseren einheitlichen Kulturkreis der Kelten nachgewiesen werden. Seit dieser Zeit gibt es auch überlieferte Beschreibungen über die Kelten, vor allem durch Griechen und Römer.
Im Jahre 300 v. Chr. begannen sie ihre grossen Wanderungen. Sie siedelten vor allem in Frankreich, auf den Britischen Inseln (Gälen und Briten), in Italien, in Spanien und Kleinasien (Galater). Die Bevölkerungsdichte hatte stark zugenommen, so dass neue Siedlungsgebiete zum Teil auch kriegerisch erobert werden mussten. Städtegründungen wie Paris, Turin, Budapest und Ankara gehen auf die Besiedelung durch die Kelten zurück.
Die keltischen Stämme haben sich im Laufe der Zeit mit der einheimischen Bevölkerung völlig vermischt. In Wales, Schottland, Irland und in der französischen Bretagne hat sich die keltische Sprache noch zum Teil erhalten, denn hier waren die Kelten über 500 Jahre sesshaft.
Im letzten Jahrhundert v. Chr. verdrängten vom Norden her die germanischen Stämme der Kimbern und Teutonen und vom Süden her die Römer die Kelten. Damit fand die Hoch-Zeit der Kelten ihr Ende. Nachdem der Widerstand der Kelten gebrochen war, wurden sie in den Folgejahren vom römischen Kulturkreis bis auf wenige Ausnahmen völlig assimiliert.

DIE FRÜHEN HOCHKULTUREN

Die ersten Hochkulturen in Nordafrika, dem Alten Orient und in Asien entstanden an Flüssen: das ägyptische Reich beiderseits des Nil, Mesopotamien an Euphrat und Tigris, die Harappa-Kultur am Indus und die chinesischen Reiche an Hwangho und Jangtsekiang. Hauptgrund für die frühe Besiedlung der Flussauen sind die fruchtbaren Schwemmböden, die die Flüsse abgelagert haben. Da an den Flüssen häufig wüstenhaftes Klima herrschte, lernten die Menschen frühzeitig, durch den Bau von Bewässerungsanlagen Nahrungsmittelüberschüsse zu erzielen. Um Bewässerungsanlagen, -gräben und -dämme bauen und unterhalten zu können, bedurfte es ausserdem der straffen Führung des Volkes und eines gut organisierten Gemeinwesens. Land und Wasser mussten gerecht verteilt und sinnvoll verwaltet werden. Das übernahmen spezielle Beamte dieses Gemeinwesens. Auf diese Weise entstanden an den Flüssen Staatsgebilde und Städte mit einer geordneten Verwaltung. Städtische Lebensweise, arbeitsteiliges Wirtschaften und Leben, ein gut organisierter Staat, den schriftkundige Priester und Beamte verwalten, sind folglich wichtige Merkmale aller frühen Hochkulturen.

Ägypten

Das Land am Nil

Der Nil ist mit einer Lauflänge von 6671 km der längste Fluss der Erde. Er entsteht aus zwei grossen Quellflüssen:

- Ein Quellfluss, der dem Victoriasee entstammt, wird im Sudan nach der Einmündung des Sobat aus Äthiopien zum Weissen Nil.
- Der andere, sehr wasserreiche Zufluss, der im Hochland von Äthiopien entspringt, ist der Blaue Nil. Nördlich von Karthum vereinigen sich die beiden Quellflüsse zum eigentlichen Nil.

Nach der Einmündung des Atbara im heutigen Sudan durchfliesst der Nil die letzten 2700 km ohne weitere Zuflüsse. Zwischen Karthum und Assuan durchbricht der Nil sechs Höhenzüge aus harten Gesteinen und bildet Stromschnellen, die als Katarakte bezeichnet werden. Nördlich von Kairo mündet der Strom mit dem Nildelta ins Mittelmeer.
Im bis zu 20 km breiten und bis zu 350 m in die felsigen Wüstengebiete eingetieften Niltal und im Nildelta ist inmitten lebensfeindlicher Wüsten in rund 5000 Jahren eine der grössten Flussoasen der Erde entstanden. Die daraus um etwa 3000 v. Chr. entstandene Hochkultur umfasste das Gebiet vom 1. Nilkatarakt im Süden bis zum Nildelta am Mittelmeer im Norden.
Die Bedeutung des Nils für das Alte Ägypten und seine Bevölkerung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. In einem Land, wo es praktisch nie regnete, ernährte der Nil das Land im wahrsten Sinne des Wortes. Er bot Wasser und damit Nahrung und war auch die wichtigste Verkehrsader. Ohne ihn wäre das Land eine ebensolche Wüste wie die Wüsten, die sich beiderseits der Flussoase ausdehnen.

Besonders Leben spendend wirken sich seit alters her die grossen jahreszeitlichen Schwankungen des Wasserspiegels des Flusses aus. Die mit ihnen verbundenen Hochwasser und Trockenzeiten konnten allerdings schon die Bewohner des Alten Ägypten in Zeit und Umfang ziemlich genau voraussagen: Die Regenzeiten im Hochland von Äthiopien und in Äquatornähe speisen die Quellflüsse des Nil. Dadurch bewirken sie, dass der Strom im Sommer und Herbst anschwillt und von Mitte August bis Ende September das ganze Tal überflutet. In der Niedrigwasserzeit der ersten Jahreshälfte fällt der Wasserstand vor allem am Unterlauf erschreckend auf etwa ein Fünfzigstel ab. Dieser Wechselrhythmus von Hoch- und Niedrigwasser bestimmte auch das Leben der Menschen im Alten Ägypten: Bei Niedrigwasser erreichte der Wasserstand des Nil kaum noch die Felder. Sie drohten deshalb auszutrocknen. Die ägyptischen Bauern hatten jedoch schon vor Jahrtausenden gelernt, mit ausgeklügelten Bewässerungssystemen die wechselnden Wasserstände zu überlisten: Man zog Kanäle durch das Land, um Wasser auf sonst unfruchtbare Flächen zu leiten. Ausserdem wurden verschiedene Schöpfvorrichtungen erfunden, die man heute immer noch bei ägyptischen Bauern besichtigen kann. Auf Papyrus gemalte Bilder zeigen auch das Schaduf als Schöpfgerät. Bei ihm hängt am einen Ende einer Stange ein Eimer und am anderen ein Gegengewicht, um das Schöpfen zu erleichtern.
Später benutzte man dann den Tambour**,** um Wasser zu schöpfen. Mit diesem vom berühmten Griechen Archimedes erfundenen und deshalb als „Schraube des Archimedes" bezeichneten Gerät konnte das Wasser auch über kurze Strecken transportiert werden. Es gab auch so genannte Nilometer, die den Wasserstand des Flusses massen und sogar aufzeichneten. Dadurch konnten Beamte im Alten Ägypten den ungefähren Umfang der Ernten voraussagen und die Abgaben an den Staat bestimmen.
Das dem Nil und der Wüste abgerungene Land erbrachte reiche Ernten und war eine Grundlage für den Reichtum Ägyptens. Die Nahrung der Ägypter bestand neben Haustieren und Geflügel auch aus den Fischen, die der Nil reichlich spendete. Die grosse Bedeutung des Flusses für das Land veranlasste später den griechischen Geschichtsschreiber Herodot zu den Worten: Ägypten sei „Ein Geschenk des Nils".

Für die Herausbildung der Hochkultur hatte das Land neben dem Nil aber noch mehr zu bieten: In den Trockengebieten jenseits des bebauten Landes fand man für Bauten, Statuen und Gefässe geeignete Gesteine, vom harten Kalkstein bis zum durchsichtigen Alabaster. Daneben kamen viele für Schmuck geeignete Halbedelsteine, wie Achat, Jaspis oder Karneol, vor. Auch an Kupfer für Werkzeuge und Gefässe fehlte es nicht. Vor allem kam aber reichlich Gold aus der Wüste im Osten und später aus Nubien im Süden. Die Wüsten spendeten ausserdem Natron und Schwefel, die man zur Mumifizierung brauchte.

Die Drei Reiche

Die Hochkultur Ägyptens begann um 3000 v. Chr. mit der Schaffung eines Königreiches durch die Vereinigung von Ober- und Unterägypten unter dem legendären Pharao Menes, der in Memphis residiert haben soll. Die Einteilung der Pharaonenzeit in 30 Dynastien geht auf den ägyptischen Priester Manetho zurück, der im 3. Jh. v. Chr. eine ägyptische Geschichte geschrieben hat.
Altes Reich 2707-2216 v. Chr.: Mit der dritten Dynastie entstand das Alte Reich, in dem sich Staat und Gesellschaft, Kunst und Religion ausformten und der als Verkörperung des Himmelsgottes verehrte König autokratisch über alle 42 Gaue seines Landes herrschte. Unter dem Pharao Djoser (um 2610-2590) und den Herrschern der vierten und fünften Dynastie dehnte sich das Reichsgebiet bis südlich von Assuan aus. Pharaonen wurden jetzt als Söhne des Sonnengottes Re angesehen.
Mittleres Reich 2010-1793 v. Chr.: Nach dem Zerfall des Alten Reiches gelang es erst einem Gaufürstengeschlecht aus dem Süden, die Länder im Mittleren Reich (11. bis 14. Dynastie) wieder zu einigen. Als neue Hauptstadt wurde Theben mit den Tempelstätten Karnak und Luxor gegründet; bald lag jedoch die Residenz wieder im Norden. Um 1650 rissen die aus Asien stammenden Hyksos die Herrschaft über Ägypten an sich. Sie brachten Pferd und Streitwagen ins Land und damit eine neue Art der Kriegstechnik.
Neues Reich 1531-1075 v. Chr.: Fürst Kamose und seinem Bruder Amosis I. gelang es um 1550 v. Chr., das fremde Joch abzuschütteln und wiederum in Theben das Neue Reich (18. bis 20. Dynastie) zu gründen, das sich unter Amenophis I. und Thutmosis I. bis nach Nubien und zum Euphrat erstreckte. Nach der Herrschaft der „Friedensfürstin" Hatschepsut (1490-1468) unternahm Thutmosis III. Feldzüge nach Syrien und Palästina und festigte das ägyptische Grossreich, das sich von Syrien bis zum vierten Katarakt des Nil erstreckte. Unter König Amenophis IV. (1364-1347) kam die Expansion zum Erliegen. Er kümmerte sich vorwiegend um religiöse Fragen und löste durch die Erhebung des Sonnengottes Aton zum alleinigen Gott eine geistige Revolution aus. Unter dem Namen Echnaton ➔ regierte er zusammen mit seiner Gattin Nofretete ➔ das Reich von der neu gegründeten Residenz Tell el-Amarna aus. Von seinem Nachfolger Tutenchamun (1347-1338) wurde jedoch der Monotheismus wieder abgeschafft. Unter Ramses II. (1290-1224) erlebte das Neue Reich noch einmal eine Blütezeit. Doch die Völkerbewegungen um 1200 brachten eine neue Gefahr für Ägypten, das von den Hethitern, den Libyern und von Seevölkern aus dem Norden bedroht wurde. Nach dem Tod von Ramses III. (1184-1153) setzte ein rascher Niedergang ein, Ägypten löste sich unter fremden Machthabern in eine Vielzahl von Einzelherrschaften auf.

Kulturgeschichte

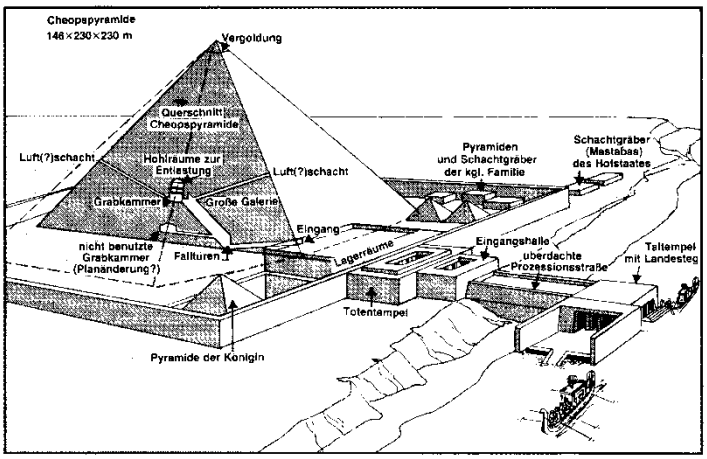
Einer der markantesten Züge der altägyptischen Kultur und Religion war die extreme Jenseitsorientierung. Schon vor der Entstehung des Alten Reiches sahen die Bewohner der Niloase im Tod nur ein Durchgangsstadium zu neuem, dann ewigem Leben. Die Ägypter stellten sich das Leben im Jenseits folglich als dauerhafte Fortsetzung ihres biologischen und sozialen Lebens auf der Erde vor. Grundvoraussetzung, um in das ewige Leben einzutreten, war nach ihrer Auffassung, vor dem Totengericht von Osiris zu bestehen. Um die jenseitige Existenz ausserdem abzusichern, galt es für die

Ägypter zwei weitere Formen der Jenseitsvorsorge zu beachten: die Konservierung bzw. die Erhaltung des toten Körpers in Gestalt einer Mumie und die Bestattung in einer optimal ausgestatteten Grabstätte. Die Erhaltung des Körpers durch Mumifizierung war nach ägyptischer Auffassung notwendig, um der Lebenskraft des Toten, dem Ka, und seiner Seele, dem Ba, die auch im jenseitigen Leben notwendige physische Hülle als Basis zu erhalten. Einen beschädigten oder zerstörten Körper, meinten die Ägypter, konnte die Seele nicht wiedererkennen. In diesem Fall wäre der Tote zu ewigem freudlosem Umherirren verurteilt gewesen. Die Masse der Bevölkerung konnte sich allerdings den Aufwand für kostbare Gräber und die Mumifizierung nicht leisten. Die Mehrzahl der ägyptischen Bauern und Arbeiter wurden deshalb nur einfach in Matten gehüllt begraben.
Die oberste Autorität im Totenreich war den Ägyptern der Gott Osiris. Er sass nach ihren Vorstellungen beim Totengericht mit den Herrschaftsinsignien des Pharaos auf dem Thron und führte als Richter den Prozess. Als Beisitzerinnen amtierten Isis, die Gattin von Osiris, und deren Schwester Nephtys. Diesem Gericht assistierten noch insgesamt 42 weitere Götter. Als Vollzieherin der möglichen Höllenstrafe war die „Grosse Fresserin" anwesend. Diese monströse Göttin mit dem Unterleib eines Flusspferdes, dem Kopf eines Krokodils sowie dem Oberkörper, den Pranken und der Mähne eines Löwen repräsentierte ewigen Tod und dauerhafte Vernichtung. Der Gott Thot mit dem Kopf eines Ibis führte das schriftliche Protokoll der Verhandlung und notierte das Urteil ↓.
Im Mittelpunkt des Prozesses vor Osiris stand die Prüfung der Seele des Toten: Dabei musste die als menschenköpfiger Vogel dargestellte Seele beim Wiegen des Herzens des Verstorbenen zuschauen. Denn nicht das Gehirn, sondern das Herz galt im alten Ägypten als Sitz des menschlichen Verstandes und des Gedächtnisses. Im Herzen waren alle guten und bösen Taten gespeichert. Anubis legte das Herz des Toten in die eine Schale einer grossen Balkenwaage. In der gegenüberliegenden Schale lag eine Straussenfeder. Sie symbolisierte die Gerechtigkeit und die Weltordnung. Der Tote musste nun, vor der Waage stehend, mit einem „negativen Sündenbekenntnis" seiner Seele den Totenrichtern versichern, keines von zahlreichen möglichen Delikten gegen die Götter, den Staat oder gegen die Mitmenschen begangen zu haben. Blieb die Waage bei der Verneinung der Missetaten im Gleichgewicht, war die Probe bestanden. Neigte sich jedoch die Schale mit dem Herzen, dann verfiel der Tote der „Grossen Fresserin" und damit der ewigen Verdammnis.

Hilfen für die Wahrheitsfindung vor dem Totengericht und damit Passierscheine in die Ewigkeit waren nach Vorstellung der Ägypter die so genannten Totenbücher. Der zentrale Teil des Totenbuches enthielt das Register von Delikten bzw. Vergehen, die im „negativen Sündenbekenntnis" vor Osiris zu bestreiten waren. Hierzu zählten u. a. Grabraub, Tempelfrevel, Eigentums- und Gewaltdelikte, Massfälschungen und - Ehebruch. Der Tote musste vor Gericht die aufgelisteten Vergehen vortragen und bei jedem versichern, es nicht begangen zu haben. Totenbücher sind uns auf Papyrusrollen überliefert. Die in ihnen aufgezählten Vergehen sind eine besonders reiche Quelle für die Erforschung der Geschichte des Alten Ägypten. In ihnen spiegeln sich zum einen all jene grossen und kleinen Probleme wider, die in der Gesellschaft vorhanden waren und bekämpft werden mussten. Andererseits deuten sie darauf hin, dass die ägyptische Religion ein wichtiges Instrument war, dem normgerechten Verhalten der Menschen einen grösseren Respekt zu verschaffen.

Die Kenntnis über die Herstellung von Mumien im Alten Ägypten verdanken wir einer ausführlichen Schilderung des griechischen Historikers Herodot: Die Plätze, an denen die Mumien hergestellt wurden, befanden sich an fliessendem Wasser ausserhalb von Ortschaften. Die Prozedur, die unter freiem Himmel ablief, begann mit der Organentnahme. Dabei wurde das Gehirn mit einem Haken

durch die Nase gezogen. Die übrigen Organe entnahm man durch einen langen Schnitt mit einem Steinmesser an der Bauchseite. Allein das Herz als Sitz von Verstand und Gefühl verblieb im Körper. Danach erfolgte die Reinigung. Bei reichen Toten wurde das Innere des Leichnams mit Palmwein und Duftölen gewaschen. Nach dem Füllen des Körpers mit Myrrhe und anderen wohlriechenden und konservierenden Stoffen wurde dieser dann zugenäht. Den Schädel goss man mit Nadelbaumharz und Bienenwachs aus.
Entscheidend für das Gelingen der Mumifizierung war die weit gehende Dehydrierung (Austrocknung) des verbliebenen Körpers, die seine Verwesung verhinderte. Dazu wurde der Körper etwa 70 Tage lang mit Natron behandelt, einem in den Salzseen der angrenzenden Sahara natürlich vorkommenden Mineralsalz. Nach dieser Behandlung war der Körper praktisch auf „Haut und Knochen" reduziert. Die entnommenen Organe wurden separat konserviert und in vier verschiedenen Gefässen, den so genannten Kanopenkrügen, aufbewahrt. Nach der Dehydrierung folgte die Bandagierung des toten Körpers mit in gummi- und parfumölartigen Stoffen getränkten Leinenbinden. Der Kopf der Mumie erhielt eine bemalte Mumienmaske aus mit Gips verstärktem Papyrus- oder Leinenkarton, die bei Pharaonen aus Goldblech war. Kopf und Maske wurden z. T. noch mit Haarersatz und künstlichen Ersatzaugen ausgestattet, ehe die Mumie in einen Sarg in Menschengestalt gebettet wurde. Gemeinsam mit den Kanopengefässen wurde die Mumie dann aufrecht ins Grab gestellt, womit die Mumienherstellung beendet war.
Das Grab selbst war die stets verschlossene Wohnung. Im frühen Alten Reich herrschte der Grabtyp der Mastaba in Form einer mächtigen rechteckigen Steinbank vor. Zu jeder Mastaba gehörte eine oft von Wohn- und Sanitärräumen umgebene unterirdische Sargkammer. Der oberirdische Teil der Mastaba enthielt Vorrichtungen für Opfer und einen Raum mit einer Statue des Toten, in dem das Ka die Opfergaben „genoss". Passierbar waren die Grabmauern nur für das Ka und das Ba. Die als Ba bezeichnete Seele, die sich die Ägypter vogelgestaltig vorstellten, konnte das Grab am Tage verlassen und in der Umgebung frei umherschweifen. So konnte der Tote am Leben seiner vertrauten Umgebung teilhaben. Nachts musste sie aber, um keinen Schaden zu erleiden, unbedingt in das Grab und den mumifizierten Körper zurückkehren.
Mit König Djoser (2690–2670 v. Chr.), dem zweiten Pharao des Alten Reiches und seinem Wesir und Baumeister Imhotep begann die Geschichte des ägyptischen Pyramidenbaus. Pyramiden als Königsgräber stellen die bekanntesten und eindrucksvollsten Bauten altägyptischer Kultur dar. Sie gelten geradezu als deren Symbole. Für Djoser war ursprünglich ein Grab in der traditionellen Gestalt einer über 60 Meter langen und mehr als 4 Meter hohen Steinbank, einer so genannten Mastaba, geplant. Sein Baumeister Imhotep baute das Grab aber in zwei Schritten zu einer 60 m hohen Stufenpyramide mit 6 Stufen um. Pharao Snofru (2639–2604 v. Chr.) versuchte ihr dann annähernd die klassische geometrische Form der späteren Pyramiden mit geraden Kanten zu geben. Das gelang ihm aber erst bei seinem dritten Pyramidenbau, der „roten Pyramide", die dann den später erbauten Pyramiden wahrscheinlich als Vorbild diente. Dazwischen experimentierte Snofru mit dem Überbauen und Verkleiden von Stufenpyramiden und mit einer Knickpyramide, die unterschiedliche Neigungswinkel der Kanten im Basis- und im Spitzenteil hatte. Sein Sohn Cheops (2604–2581 v. Chr.) führte den Pyramidenbau, was Qualität und Grösse betrifft, zum Gipfel. Sein Grabbau, die Cheopspyramide bei Giseh, ist mit 230 m Kantenlänge die grösste aller 38 begonnenen Königspyramiden. Erst die chinesische Mauer übertraf sie an Masse und erst 1889 der Eiffelturm an Höhe. Kernstücke aller Pyramiden bilden die Grabkammern für die Königsbestattung. Zu ihnen führen Gangsysteme und von innen unten nach oben zu den Pyramidenwänden hinführende enge Schächte. Mit von den Decken



herabgelassenen Fallsteinen wurden die Gänge nach der Bestattung zum Schutz vor Grabraub verschlossen. Die Grabkammern selbst befanden sich z. T in den Pyramidenkernen, z. T. aber auch im anstehenden Gestein unter den Pyramiden.

Die Pyramiden wurden erstaunlich exakt vermessen. Und ihr Stand wurde genauestens nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet. Zum Bestimmen der ausschlaggebenden Nordrichtung bediente man sich beispielsweise astronomischer Kenntnisse. Zur Konstruktion der rechten Winkel an den Ecken und Kanten der Pyramide standen mehrere Verfahren zur Verfügung. So dürfte dabei mittels eines Knotenseiles schon der Satz des Pythagoras angewendet worden sein. Damit gelang es den Baumeistern der Pyramiden vor mehr als 3000 Jahren, die Abweichung der rechten Winkel auf maximal 2 Bogenminuten zu reduzieren. Das entspricht auch den schärfsten heutigen Normen. Nur diese exakten Winkel und das peinlich genaue Einhalten des Böschungswinkels der Achsen und Diagonalen waren andererseits aber die Voraussetzungen für die Geometrie der Pyramidenspitze.
Die Verantwortung für den Pyramidenbau lag beim königlichen Bauamt, das dem Wesir unterstand. Im Alten Reich wirkten aber auch königliche Prinzen als federführende Pyramidenbauleiter. Der Bau der grössten aller Pyramiden, der Cheopspyramide bei Giseh, dürfte ca. 20 Jahre gedauert haben. Während hochspezialisierte Techniker und Arbeiter ständig am Bau tätig waren, bestand die Masse der Arbeiter aus für einige Monate zur Zwangsarbeit rekrutierten Bauern, insgesamt wohl immer etwa 45'000 Arbeitskräfte. Gebaut wurde vor allem in der Trockenzeit und während der Nilschwemme, wenn in der Landwirtschaft die geringste Arbeit anfiel.
Die Pyramiden waren keine isolierten Gräber, sondern Bestandteile komplexer einheitlich ummauerter Architekturensembles. Zur Pyramide gehörte im Regelfall ein Taltempel am Nil, der über einen verdeckten Weg mit dem Totentempel unmittelbar an der am Wüstenrand stehenden Pyramide verbunden war. Die klassischen Pyramiden sind von kleineren Nebenpyramiden für die Königinnen und Prinzessinnen und von Schiffsliegestellen umgeben, wo sich die Barken für die Jenseitsfahrten des Königs befanden. Ausserdem befinden sich in ihrer Umgebung Totenstädte, so genannte Nekropolen. In ihnen liegen die Grabstätten der privilegierten Königsverwandten und Oberbeamten.
Alle Pyramiden waren Manifestationen der Macht, Status- und religiöse Symbole in einem. In diesen Monumentalbauten fand die einzigartige Macht der ägyptischen Gottkönige ihren sichtbarsten Ausdruck. Sie personifizierten für die Ägypter den toten Herrscher. Auch ihre Form entsprach dem religiösen Zweck. Die Ägypter nannten die Pyramide „mer", d.h. Platz des Aufstiegs. Sie sahen also in ihr die irdische Rampe für den Himmelsaufstieg des toten Königs. Zu diesem Aufstieg musste die Seele des Königs die von der Grabkammer aufsteigenden Schächte benutzen. Die sich von der Spitze nach unten verbreiternde Pyramidenform galt als Doppelsymbol: Zum einen erblickten die Ägypter darin den Leben spenden Strahlenfächer der Sonne, zum anderen das Fundament aller kosmischen Ordnung, den festen Urhügel im Chaosmeer des Schöpfungsmythos.

Nach der altägyptischen Überlieferung hat Thot, der Gott der Weisheit, die Hieroglyphen geschaffen. Die Ägypter nannten sie daher „(Schrift der) Gottesworte". Die Anfänge dieser Schrift lassen sich bis in die vordynastische Zeit zurückverfolgen. Die früher gewöhnlich zugunsten der Keilschrift entschiedene Frage, ob die sumerische Keilschrift oder die ägyptischen Hieroglyphen die früheste menschliche Schrift darstellen, muss wieder als offen gelten. Trotz der zeitlichen Koinzidenz und der theoretisch möglichen Kontakte unterscheiden sich die beiden ältesten Schriftsysteme, das ägyptische und das sumerische, grundsätzlich: Entwickelte das Sumerische eine Silbenschrift und behielt die Vokale bei, so verzichteten die Erfinder der Hieroglyphen darauf Vokale wiederzugeben. Dies führte zur schriftlichen Vieldeutigkeit, da die meisten Wörter drei oder weniger Konsonanten besassen. Um solche Wörter trotzdem sicher unterscheiden zu können, wurden oft Deutzeichen (Determinative) ohne Lautwert hinzugefügt. Eine Zeichenfolge wie *sr* konnte Widder, eine Gänseart oder voraussehen bedeuten. Wurde die Gans als Determinativ hinter diese Zeichen gesetzt, so war klar, dass die Gänseart mit dieser Zeichenfolge gemeint war, wurde dort das Bild eines Widders gesetzt, so musste es sich um dieses Wort handeln. Beim Wort voraussehen setzte man das Bild einer Giraffe hinter die Zeichen, da Giraffen wegen ihres langen Halses weit schauen können. Die Erweiterung dieses

Systems kombinierte die verfügbaren Phonogramme (Lautzeichen) miteinander, oft wiederum durch ein Determinativ ergänzt. Das System der Phonogramme bestand aus einem vollständigen „Satz" aus Zeichen für einen Konsonanten sowie vielen Zwei- und Dreikonsonantenzeichen. Manche Wortbedeutungen liessen sich sehr einfach zeichnen, wie die Sonnenscheibe für Sonne. Diese Zeichen, die meist nicht als Phonogramme verwendet wurden, werden Ideogramme (Bildzeichen) genannt. Über die ca. 4000 Jahre, in denen Hieroglyphen geschrieben wurden, änderte sich am Schriftsystem nur wenig. Dies wurde durch das Einfrieren des Alt/Mittelägyptischen als klassischer Sprache für heilige und offizielle Texte unterstützt. Allein die Tatsache, dass immer weniger Eingeweihte diese Schriftform beherrschten, liess eine Art Geheimschrift entstehen. Ursprünglich wurden die Hieroglyphen meist in Spalten (Kolumnen) von oben nach unten und von rechts nach links geschrieben, aus graphischen Gründen konnte die Schreibrichtung jedoch sehr stark variieren, in seltenen Fällen wurden sie zeilenweise abwechselnd von links nach rechts und rechts nach links geschrieben. Die Schriftrichtung ist sehr leicht festzustellen, da die Zeichen immer in Richtung Textanfang gewandt sind, also dem Leser „entgegenblicken". Am deutlichsten wird dies bei der Darstellung von Tierformen oder Menschen. In einzelnen Fällen wie beispielsweise auf den Innenseiten von Särgen liegt jedoch eine retrograde Schrift vor, in der also die Zeichen gerade dem Textende zugewandt sind; dies gilt etwa für viele Totenbuchmanuskripte und könnte spezielle religiöse Gründe haben (Totenbuch als Texte aus einer „Gegenwelt" o. ä.). Da die Hieroglyphenschrift zu einer Sprache gehört, deren Abkömmling tot ist und in der Hieroglyphenschrift keine Vokale notiert werden, sind die Rekonstruktion der ägyptischen Wörter und die Transkription hieroglyphischer Namen und Wörter in moderne Alphabete nicht eindeutig. So kommen die recht verschiedenen Schreibweisen des gleichen Namens zustande, wie zum Beispiel *Nofretete* im Deutschen und *Nefertiti* im Englischen für ägyptisch *Nfr.t-jy.tj*. Ägyptologen behelfen sich bei der Aussprache des Ägyptischen dadurch, dass im transkribierten Text zwischen vielen Konsonanten ein *e* eingefügt wird und einige Konsonanten als Vokale gesprochen werden.

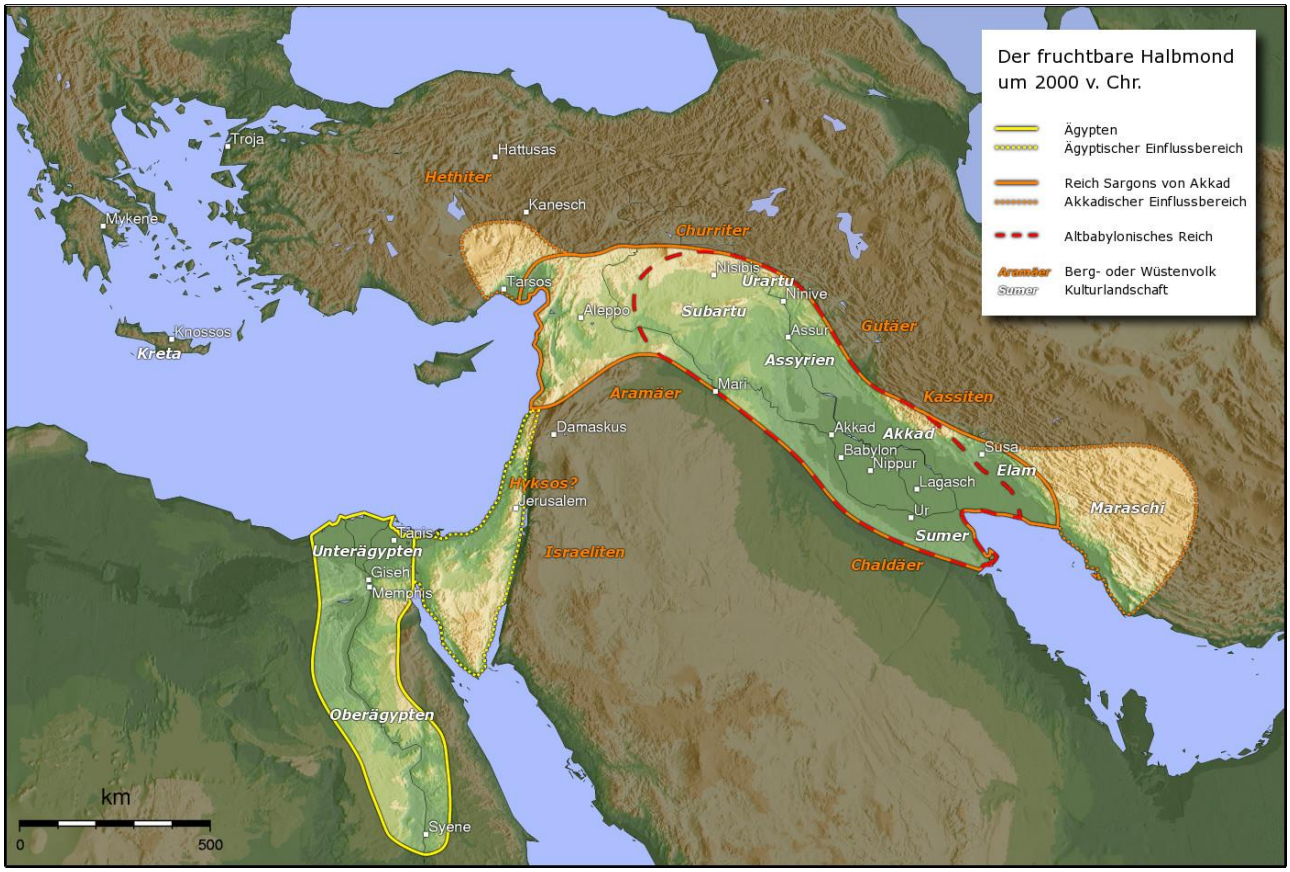
Mesopotamien

Der Grossteil der bekannten Geschichte Mesopotamiens ist geprägt von der Schub um Schub vorangehenden Einwanderung diverser Völker. Meist zerfiel die Region in zahlreiche Stadtstaaten, ähnlich wie im antiken Griechenland, denen Könige vorstanden, die miteinander zeitweilig im Krieg standen. Weiterhin gab es Phasen, die von Grossreichen dominiert wurden, sowie Phasen, in denen Mächte aus den Nachbarregionen Eroberungsfeldzüge führten. Erste menschliche Spuren in Vorderasien fand man aus dem 7. Jahrtausend v. Chr. Erste feste Siedlungen entstanden vor Ende des 11. bzw. 9. Jahrtausends in Nordmesopotamien. Zu dieser Zeit waren domestizierte Tiere und Pflanzen noch unbekannt.

Das Land Sumer

Die Besiedlung des südlichen Mesopotamiens begann zwischen 5000 und 4000 v. Chr. Bauern besiedelten das Land zwischen Babylon und dem Persischen Golf, erste Landwirtschaft wurde betrieben. Arbeitsteilung entstand, die Töpferscheibe wurde erfunden. Tempel aus Lehmziegeln wurden errichtet. Seit der Uruk-Zeit (4000 v. Chr. - 3100 v. Chr.) fanden sich Städte und die Anfänge der Schrift, die sich aus einem System von Piktogrammen zur sumerischen Keilschrift entwickeln sollte. Ende des 4. Jahrtausends v. Chr. wurden Technologien für eine effektivere Bewässerung der Felder entwickelt und etabliert, sodass sich erstmals auch grössere Städte bilden konnten. Das weit verzweigte Kanalsystem wurde von so genannten Priesterfürsten organisiert und gemeinsam bebaut („Tempelwirtschaft").
Handwerk und Handel gewannen immer mehr an Bedeutung und die Städte wurden immer wohlhabender. Jede dieser Siedlungen war politisch eigenständig.
Die steigenden Anforderungen an die Organisation und auch die Tempelwirtschaft bedingten und begünstigten die Entwicklung einer Schrift. Zunächst diente die Schrift nur der Buchhaltung. Die

wichtigste Stadt der Sumerer war Uruk, ihr Herrscher war Gilgamesch. Der Epos dieses Helden gilt als das älteste erhaltene literarische Dokument der Menschheit. 2700 v. Chr. wurde die Keilschrift in ihren Möglichkeiten zur Vollendung geführt.
Ab 3000 v. Chr. wanderten Nomaden aus dem Norden in das südliche Mesopotamien ein. Die sumerische Königsliste, die auch von einer Sintflut berichtet, dokumentiert diese Wanderungen durch das Auftauchen semitischer Namen.
In dieser Epoche zerbrach die Einheit von geistlicher und weltlicher Macht. Paläste wurden für die Könige gebaut, die nicht nur der Repräsentation dienten. Die Könige dieser Zeit wurden *lugal* genannt (= „grosser Mensch"). Ihren Machtanspruch zeigten die Herrscher auch durch ihre Gräber, indem sie sich mit ihrem Gefolge begraben liessen. Mehrere dieser Königsgräber fand man in der Nähe von Ur.
Weitere Erfindungen, die für die Wirtschaft entscheidende Bedeutung hatten, waren das Rad und die Töpferscheibe.



Die Akkader

Mit Sargon von Akkad, einem Stadtstaatenkönig der Sumerer, begann eine neue Epoche (um 2235-2094 v. Chr.). Er schuf das erste grosse vorderasiatische Reich, indem er die vielen Stadtstaaten vereinte, sodass er heute auch als Sargon I. bezeichnet wird. Zu seinem Machtbereich gehörte ganz Mesopotamien sowie Teile Syriens, des Irans und Kleinasiens. Die Stadt Akkad, deren Reste noch immer nicht gefunden wurden, wurde zu seinem Regierungssitz. Die akkadische Sprache verdrängte das Sumerische.
Die Eroberungen Sargons führten zu wirtschaftlichen und kulturellen Verknüpfungen mit den unterworfenen Völkern und den neuen Nachbarn. Der Zugang zum Persischen Golf liess einen florierenden Seehandel entstehen.
Kulturell wurde das Leben im Reich Sargons I insbesondere von der ägyptischen Kultur beeinflusst. Das zeigte sich sowohl in den bildlichen Darstellungen als auch in der Verehrung des Herrschers als Gott bzw. als Stellvertreter Gottes.

Das Reich von Akkad hatte nicht lange Bestand. Zahlreiche Aufstände und insbesondere das einwandernde Bergvolk der Gutäer beendeten die Epoche.
Nach knapp 100 Jahren wurden die Gutäer vertrieben, und die sumerischen Stadtstaaten fanden wieder zu Macht und Grösse. Die Stadt Ur wurde erneut zum Zentrum. Sumerisch wurde Verwaltungssprache, die ersten Zikkurate entstanden. Diese Zeit zeichnete sich durch eine straffe Verwaltung aus und durch die Festlegung von Rechtsverordnungen. Es ist die letzte von den Sumerern geprägte Epoche. Ihr Niedergang ist durch das Schwinden der Macht der Städte gekennzeichnet, wodurch ein weiteres Nomadenvolk seine Chance zum Aufstieg bekommen sollte.

Das Babylonische Reich

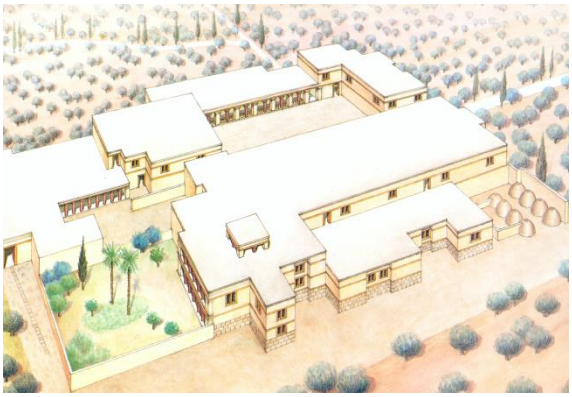
Es ist nicht bekannt, wann die Stadt Babylon gegründet wurde. Erst unter König Hammurabi in der altbabylonischen Periode (2000 v. Chr. - 1595 v. Chr.), gelangte die Stadt in den Mittelpunkt des Zeitgeschehens und wurde so bedeutend für die Region, dass die Griechen in der Folge ganz Mesopotamien als Babylonien bezeichneten.
Hammurabi ist der Nachwelt besonders bekannt, weil er eine der ersten überlieferten Gesetzessammlungen verfasste, den so genannten Kodex Hammurabi. In 280 Paragrafen regelte dieses Werk Aspekte des bürgerlichen Rechts, das Straf- und Verwaltungsrecht. Es definierte zahlreiche Einzelfallentscheidungen, die sich oft durch grosse Härte auszeichneten. Die Historiker sind sich nicht sicher, wie dauerhaft diese Gesetzessammlung beachtet wurde.
Das Reich Hammurabis zerfiel in den nächsten Jahrhunderten. Die Hethiter erstarkten im Westen, überfielen Babylon. Erst ab dem 15. Jahrhundert v. Chr. erreichte Babylon wieder Weltgeltung. Besonders mit Ägypten gab es engere Beziehungen, da zahlreiche babylonische Prinzessinnen nach Ägypten verheiratet wurden.

Das Weltreich der Assyrer

Im 14. Jh. v. Chr. erstarkte als neue Macht Assyrien. Die Herkunfts- und Hauptstadt Assur lag am oberen Tigris. Historiker vermuten, dass die Stadt am Anfang unter der Herrschaft Akkads stand, während die ersten Assyrer nur Nomaden waren. An der Spitze der Assyrer stand der König, der sich auch als Stellvertreter des Gottes Assur sah. Daneben übten die Kaufleute einen bedeutenden Machtanspruch im Land aus. Assur, geographisch günstig an wichtigen Handelswegen gelegen, handelte mit dem Babylon, Anatolien und dem heutigen Iran.
Zahlreiche Eroberungen führten zu einem wirtschaftlichen Aufschwung. Der König Tukulti-Ninurta verstand sich wieder als Stellvertreter des Gottes Assur. Er nannte sich selber „Herrscher der vier Erdteile" und machte damit seinen Machtanspruch deutlich. Mit seinem Tod endete aber diese Epoche des mittelassyrischen Reiches.
Einen letzten Aufschwung erlebte das Reich mit ihrem König Assur-dan III. (935-912 v. Chr.), der zahlreiche aramäische Städte eroberte. Die Assyrer übernahmen von den Aramäern jedoch allmählich Schrift und Sprache.
Die Könige Assurnasirpal II. (883-859 v. Chr.) und Salmanassar III. (858-824 v. Chr.) erweiterten den assyrischen Machtbereich bis nach Syrien. Nach einigen Rückschlägen und inneren Zwistigkeiten gelang es Tiglat-pileser III. (745-727 v. Chr.) Phönizien, Palästina und Israel zu erobern. Babylon wurde 689 v. Chr. erobert. Der Eroberungsdrang fand seinen Höhepunkt in der Eroberung Ägyptens durch Asarhaddon (681-669 v. Chr.). Assurbanipal (669-627 v. Chr.) war der letzte bedeutende Herrscher. Die griechischen Historiker verunglimpften den Herrscher als Schwächling. Heutige Historiker können dieses Urteil nicht bestätigen. Sie sehen in ihm einen erfahrenen Politiker, der sehr belesen war. Seine Bibliothek ist eine bedeutende Quelle für die Geschichte des Zweistromlandes.

Minoisches Kreta

Nach dem sagenhaften König Minos wird die Kultur Kretas der Bronzezeit als minoisch, bezeichnet. Es handelt sich bei ihr um die erste europäische Hochkultur. Viele zivilisatorische Errungenschaften des Orients nahmen den Weg nach Europa über Kreta.
Um 3000 v. Chr. beginnt die kretische Bronzezeit. In einigen Orten bildet sich die für Hochkulturen typische dominante Oberschicht. Ungefähr ein Jahrtausend später entstehen die so genannten Paläste ↘, wie sie in Knossós, Mália, Phaistós, und Kato Zakros ausgegraben wurden. Um 1700 v. Chr. kam es, wahrscheinlich durch ein Erdbeben, zur Zerstörung dieser Paläste und zu einem anschliessenden teilweisen Wiederaufbau. Nach einer weiteren tektonischen Erschütterung etwa 100 Jahre später wurden die neusten Paläste noch prächtiger ausgestaltet.
Bei diesen Palastanlagen handelte es sich nicht nur um die Wohnsitze der minoischen Herrscher, sondern um eigentliche Wirtschaftszentren. Die Minoer kannten wie die Ägypter kein Geld, alles Wirtschaften beruhte auf dem Tauschhandel. In den Palästen wurden nun alle möglichen Tauschwaren gelagert. Sie dienten einerseits der Versorgung der Palastbevölkerung, andererseits dem Export. Ebenfalls gelagert wurden Rohmaterialien für die zahlreichen Handwerker, deren Erzeugnisse bis zum Tausch wiederum im Palast gelagert wurden.



Die Minoer scheinen die erste Seehandelsmacht im Mittelmeer aufgebaut zu haben. Insbesondere die Handelsbeziehungen zu Ägypten sind archäologisch und quellenmässig gut belegt.
Der Untergang der minoischen Kultur ist bis heute rätselhaft und bietet Stoff für Spekulationen. Zu Beginn des 20. Jh. wurde erstmals der Ausbruch der Vulkaninsel Thera (heute Santorini) für das Ende der Minoer verantwortlich gemacht. Der Ausbruch soll um 1500 v. Chr. sämtliche minoische Küstenstädte zerstört haben.
Diese weit verbreitete Theorie gilt heute in aller Regel als widerlegt. Die Thera-Eruption kann den Untergang der Minoer nicht direkt herbeigeführt haben, da die Minoische Kultur auch fast hundert Jahre nach dem Ausbruch noch existierte. Nach wie vor diskutiert wird jedoch die Möglichkeit, dass der Thera-Ausbruch die minoische Kultur indirekt und langfristig schädigte.
Weiter stehen aber andere schwere Erdbeben, der Wegfall von Absatzmärkten für kretische Produkte oder innere Unruhen als Ursachen für den Niedergang der Minoer zur Diskussion. Sicher ist nur, dass schliesslich griechisch-mykenische Herrscher den Palast in Knossós übernahmen. Dabei kommt nur eine militärische Eroberung in Betracht.

GRIECHENLAND

Das Volk der Griechen

Geografie und Besiedlung

Die südliche Balkan-Halbinsel ist in eine Fülle geografischer Einheiten untergliedert. Die Verbindung zwischen ihnen ist nur durch schroffes Gebirge gegeben. Hierdurch wurde die Entwicklung einer Vielzahl sehr eigenständiger Kleinstaaten begünstigt. Verkehrsadern waren die meist nach Osten gerichteten Flussläufe. Die reich gegliederte Küste der Ägäis, Inselbrücken nach Kleinasien und Kreta begünstigten den wirtschaftlichen und kulturellen Austausch nach Osten. Nach Westen hingegen ist das Land weit weniger geöffnet, mit Ausnahme des Golfes von Korinth. Auch waren die Bedingungen für die Seefahrer im Adriatischen Meer ungünstiger. Geringe Ausdehnung des zusammenhängend landwirtschaftlich nutzbaren Bodens, Verkarstung des Landes durch frühe Abholzung und Waldbrände, Dürreperioden und Erdbeben behinderten die wirtschaftliche Entfaltung.

Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. waren die indoeuropäischen (frühgriechischen) Stämme der Achäer und Ionier in die südliche Balkanhalbinsel eingewandert. Dort passten sie sich der bäuerlichen mediterranen Kultur der ansässigen ägäischen Bevölkerung an. Zu Beginn des Späthelladikums bildete sich unter kretischem Einfluss die erste Hochkultur auf dem Boden des griechischen Mutterlandes heraus, nach einem ihrer Zentren, Mykene in der Argolis, die mykenische Kultur genannt. Stadtstaaten entstanden um die hochgelegenen Burganlagen (Palastwirtschaft/ Stadtkönigtum) aus mächtigen Steinmauern. Diese stehen im schroffen Gegensatz zu den unbefestigten kretischen Palästen, aber auch der umliegenden einheimischen Kultur. Darin einbezogen waren Häuser für Beamte, Gefolge und Leibwache. Unterhalb lag die offene Siedlung der bäuerlichen Bevölkerung. Den Zug zum Monumentalen unterstreichen gewaltige Kuppelgräber und das Löwentor von Mykene. Der König war Stammesführer, der im Einvernehmen mit Rat und Heeresversammlung regierte.

Tontafelarchive in der griechischen Silbenschrift Linear B dokumentieren eine geordnete Verwaltung. Ackerbau und Viehzucht bildeten die Grundlage der Wirtschaft. Daneben existierte ein spezialisiertes Gewerbe. Handel zu Lande wurde durch angelegte Strassen unterstützt. Fernhandelsbeziehungen bestanden vor allem zu den vorderasiatischen Ländern und Ägypten. Damit verbunden waren Raubzüge, deren Erfolge an den Schätzen in den repräsentativen Kuppelgräbern abzulesen sind.

Um 1200 v. Chr. ging, vermutlich von den sog. „Seevölkern", die in ägyptischen Quellen begegnen, eine Welle von Zerstörungen im gesamten östlichen Mittelmeerraum aus. Sie bedrohten Ägypten, das Hethiterreich in Kleinasien brach zusammen, Zypern und eine Reihe von Zentren im syrisch-palästinensischen Raum gerieten in die Hände von Feinden bzw. wurden zerstört. Die mykenischen Staaten verloren dadurch wichtige Handelspartner, was zu einer Metallverknappung und Krisen führte und vermutlich die Palastwirtschaft zusammenbrechen liess. Die meisten bisher bekannten Zentren der mykenischen Kultur auf dem griechischen Festland wurden teils durch Erdbeben, teils durch kriegerische Einwirkungen oder Revolten zerstört. Die Organisation der Palastwirtschaft verschwand. Vermutlich ging die Schriftlichkeit verloren, und viele Siedlungen wurden aufgegeben. Andere wurden hingegen weiterbesiedelt, und die mykenische Kultur hielt sich noch etwa 150 Jahre.

Möglicherweise begann gegen Ende der spätmykenischen Zeit (ca. 1050 v. Chr.) die dorische Wanderung. Der neue Volksstamm der Dorer gewann in einem längeren Prozess die Vorherrschaft in der Peloponnes. In den Zusammenhang der dorischen Wanderung gehört vermutlich auch die Zerstörung Trojas, dessen legendenhafte Beschreibung (Homer) zu einem zentralen Element der späteren griechischen Kultur wurde.
Die archaische Zeit brachte in vielerlei Hinsicht Grundlagen für die klassische Zeit des antiken Griechenlands hervor. Am Anfang standen nach dem „Dunklen Zeitalter" der Dorischen Wanderung die als frühes Bindeglied der Hellenen so wichtigen homerischen Epen, die Ilias und Odyssee, die wohl um 750/30 (Ilias) bzw. ca. 720/00 v. Chr. (Odyssee) in schriftlicher Form niedergelegt wurden. Wohl noch vor Homer entstanden die für Mythologie und Weltanschauung ebenfalls bedeutsamen Dichtungen des Hesiod.
In dieser Zeit formierte sich in Griechenland ein neues Staatensystem, dessen Ausbildung möglicherweise schon im 12. Jh. v. Chr., spätestens aber in geometrischer Zeit (etwa 1050–700 v. Chr.) beginnt: Die Polis (Stadtstaat) wurde die beherrschende Staatsform.

Religion

Homer gibt uns Auskunft darüber, wie die Griechen sich ihre Götter vorstellten. Einmal sagt die Göttin Athene zu Odysseus: „Listig müsste der sein und voller Kniffe, der dich übertreffen wollte in allen Arten von Arglist, selbst wenn es ein Gott wäre, der dir begegnet. Schrecklicher Mann, reich an Listen, unersättlich an Ränken, willst du nicht einmal, wo du in deinem eigenen Land bist, aufhören mit Betrug... Aber komm, lass uns nicht mehr von diesen Dingen sprechen, da wir beide geübt sind in List."
Wer so spricht, kann nur jemand sein, der die Verschlagenheit dieses Helden nicht verurteilt, sondern sie im Gegenteil bewundert. Es ist erstaunlich, dass dies die Worte einer Göttin sind. Athene stört sich nicht an der List, nein, sie ist sogar stolz darauf, dass sie diese Fähigkeit selber besitzt. Das ist bezeichnend für die griechischen Götter: Sie beurteilen das Verhalten der Menschen nicht danach, ob es gut oder böse, moralisch oder unmoralisch ist. Von den griechischen Göttern gehen keine Gebote aus, an die sich der Mensch halten soll. So gibt es keine Heilige Schrift und keine feste Lehre. Die griechischen Götter sind weder allmächtig noch allwissend, selbst Zeus nicht. Er hat Himmel und Erde nicht erschaffen, sondern stammt wie die Menschen aus der Natur. Er ist nicht Schöpfer, nur Beherrscher der Welt. Die Götter kennen das Schicksal der Menschen, sie teilen ihnen ihr Los zu, scheinen bisweilen fast mit den Leiden der Menschen zu spielen, geben ihnen aber auch Ratschläge und sprechen ihnen Mut und Stärke zu.
Wie die Ägypter verehrten die Griechen viele Götter, denen sie Kultstätten und Tempel errichteten. Um sie gewogen zu stimmen, brachten sie ihnen Opfer dar. Im Unterschied zu den Ägyptern stellten sie sich die Götter ausschliesslich in Menschengestalt vor. Zwar glaubten sie, dass die Götter vorübergehend auch eine andere Gestalt annehmen. Doch die Vorstellung, dass im Tier ein Gott erscheint, war den Griechen fremd.
Welche Bedeutung hat dieser grundlegende Wandel in der Göttervorstellung? Dadurch, dass die Griechen sich ihre Götter in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Zügen vorstellten, verkleinerten sie den Abstand zwischen sich und den Göttern. Und indem sie glaubten, dass die Götter noch nicht einmal frei seien von schlechten menschlichen Eigenschaften wie Neid, Hass, Verschlagenheit und Eifersucht, konnten sie ihnen freier und ungezwungener begegnen.
So stellten sie sich vor, dass die Götter auf den lichten Höhen des Olymps, des höchsten Berges, den damals noch niemand bestiegen hatte, in kunstvollen Palästen wohnten. Hier bildeten die Götter eine Hausgemeinschaft unter der Führung des Zeus. Seine Macht erstreckte sich über Himmel und Erde, während sein Bruder Poseidon über das Meer wachte und Hades, der dritte Bruder, Herr der Unterwelt war.
Aber all das minderte keineswegs die Verehrung, die die Griechen ihren Göttern entgegenbrachten. Denn die Götter waren mächtig; zwar nicht allmächtig, aber doch diejenigen, die in das Leben der Menschen eingreifen konnten und Glück oder Unglück zuteilten.

Was die Götter von den Menschen unterschied, war ihre ewige Jugend, ihre Schönheit und Unsterblichkeit. Weil die Götter dem Tod nicht unterworfen waren, galt ihr Dasein als strahlend. Der Mensch muss nach dem Tod in den Hades, die Unterwelt, um als kraftloser Schatten ohne Erinnerung an das Leben, ohne Willen und Bewusstsein weiter zu existieren. Den Griechen bot das Jenseits keinen Trost. Ihre Religion war auf das Diesseits ausgerichtet.

Olympische Spiele

Der Ursprung der Olympischen Spiele der Antike liegt vermutlich im 2. Jahrtausend v. Chr. Über die Entstehung der Spiele gibt es unterschiedliche Meinungen. Nach neueren Forschungen gilt als wahrscheinlich, dass die Spiele auf kultische Feste zu Ehren Rheas, der Mutter von Zeus, zurückgehen. Insgesamt verband sich auf der Spielstätte Sport und Kult, Weihehandlung und Wettstreit. Die festlichen Spiele in Olympia waren von allen Sportfesten der Griechen die ältesten. Sie erlangten so nach und nach die grösste Bedeutung und überlebten auch am längsten. Lange Zeit gab es als einzige Sportart dort nur einen Wettlauf über die Distanz des Stadions (192,27 Meter). Der Sieger entzündete das Feuer auf dem Altar vor dem Zeustempel. Die erste erhaltene Siegerliste stammt aus dem Jahr 776 v. Chr. Das antike Olympia bestand aus der *Altis* (heiliger Hain) sowie den unmittelbar angrenzenden Sportstätten und war schätzungsweise 30 Hektar gross. Die Periode zwischen zwei Spielen hiess Olympiade. Die Zählung nach Olympiaden wurde als Zeitmass in der gesamten griechischen Antike verwendet.

Die Olympischen Spiele der Antike waren kulturell und politisch von unvergleichbar grosser Bedeutung. Sie dienten als politisches Forum, da sowohl das Volk als auch Diplomaten und politische Vertreter aus allen Teilen der griechischen Welt zusammenkamen. Nach den Perserkriegen kamen die ewig zerstrittenen Griechen zur Einsicht, dass Olympia zum Symbol ihrer innerstaatlichen Eintracht werden sollte, mit Orakel und Schiedsgericht.

Bei den eigentlichen Wettkämpfen waren als Zuschauer unverheiratete Frauen und freie Männer und als Wettkämpfer nur Letztere zugelassen, die Vollbürger und ohne Blutschuld, von *ehrlicher* Geburt und keines Verbrechens schuldig waren. Auch die Priesterin der Demeter durfte auf der Tribüne der Kampfrichter den Spielen beiwohnen. Aber verheiratete Frauen und Unfreie durften weder als Wettkämpfer noch als Zuschauer teilnehmen. Bei Missachtung dieses Verbots drohte die Todesstrafe.

In der Anfangszeit der Olympischen Spiele waren die Wettkämpfer lediglich besonders sportliche, freie Männer, später jedoch überwiegend Berufssportler aus eher begüterten Verhältnissen, die sich die langen Trainingszeiten auch finanziell problemlos leisten konnten. Durch die grössere Anzahl an Wettkämpfen wurden die Spiele im Laufe der Jahrhunderte von einem auf fünf Tage verlängert.

Bei den Wettkämpfen wurden weder Zeiten noch Entfernungen gemessen, denn es zählte einzig und allein, der Erste zu werden. Die Sieger wurden mit einem Palmzweig, einem Stirnband und einem Kranz aus Olivenzweigen geehrt. Das Stirnband und den Kopfkranz durften sie anschliessend mit nach Hause nehmen. Die Sieger bei den Wettkämpfen wurden danach in ihrer Heimatstadt wie Helden gefeiert. Sie wurden privilegiert durch Steuerbefreiung, Geldprämien, Geschenke, bürgerliche Ehrenrechte oder grosse Begräbnisse.

Vermutlich zum letzten Mal wurden die Olympischen Spiele der Antike im Jahre 393 n. Chr. ausgetragen, bevor der römische Kaiser Theodosius I. im Jahre 394 alle heidnischen Zeremonien verbieten liess, zu denen auch diese Spiele gezählt wurden. Wie wirksam dieses Verbot war, ist umstritten. Lange schien eindeutig festzustehen, dass die Spiele nicht mehr nach 426 n. Chr. ausgetragen werden konnten, da ein Brand den Zeustempel in diesem Jahr vollständig zerstörte. Doch jüngst haben archäologische Untersuchungen Hinweise darauf geliefert, dass in Olympia noch im 6. Jahrhundert Wettkämpfe stattfanden - wenn auch in bescheidenem Massstab. Invasionen durch Westgoten, Awaren, Vandalen und Slawen sowie Überschwemmungen, Erdrutsche und Erdbeben sind der Grund dafür, dass die antike Spielstätte erst 1766 wiederentdeckt wurde.

Polis

Die Gemeinde war im frühen Griechenland zugleich der Staat. Sie hatte sich allmählich an einer Stelle entwickelt, die von einer Burg aus gut zu verteidigen war und wo es fruchtbares Ackerland gab.

Die Burg hiess Polis (Mz. Poléis), eine Bezeichnung, die schliesslich für die ganze Stadt und ihr Umland galt. Wenn wir heute von der Polis sprechen, dann meinen wir diesen Gemeindestaat des alten Griechenland.

Im Laufe der Jahrhunderte wandelten sich das Bild und das Selbstverständnis der Polis. Versuchen wir zunächst, einige für den griechischen Gemeindestaat typische Züge aufzuzeigen.

Die Einwohner einer Polis verstanden sich als eine Gemeinschaft und nannten sich daher zum Beispiel „die Korinther" oder „die Athener". Um als Mitglied einer Polis zu gelten, gab es eindeutige soziale Merkmale: Beispielsweise waren Sklaven keine Mitglieder der Gemeinschaft. Die Polis war gekennzeichnet durch Selbstverwaltung, der einzelne hatte festgelegte Rechte und Pflichten. Diese Rechte und Pflichten gründeten auf dem Gesetz (griech.: *nomos*), das sich die Griechen als ewig gültige Rechtsordnung vorstellten. Bauern, Handwerker, Lohnarbeiter und Händler lebten in der Polis zunächst unter der Herrschaft eines Königs und des Adels. Das enge Zusammenleben der Menschen und das Bemühen, auf die Verwaltung des Staates auch selbst Einfluss nehmen zu können, führten schliesslich dazu, dass das Volk mancher Polis, der „Demos", selbst zur Herrschaft gelangte. Dieses Ziel wurde aber nur in wenigen Staaten verwirklicht. Die Demokratie hat denn auch ihren Ursprung in der griechischen Polis.

Die Volksversammlung fand auf einem Platz (*agorá*) unter freiem Himmel statt. In ihr konnte der freie Bürger über die wichtigsten Fragen der Staatsverwaltung mitreden und abstimmen.

Die Polis hatte ihr eigenes Götterheiligtum und ihre eigenen Feste.

Die Bürger legten den grössten Wert darauf, dass ihr Gemeindestaat politisch unabhängig blieb und nach seinen eigenen Gesetzen verwaltet wurde. Sie achteten auf Selbstverwaltung. Und sie bemühten sich, nicht von der Gütereinfuhr aus einem anderen Staat oder von der Ausfuhrmöglichkeit in einen anderen Staat abhängig zu werden. Sie achteten also auch auf wirtschaftliche Selbständigkeit. Die wirtschaftlich und politisch unabhängige Polis ist daher die von den Griechen des Altertums angestrebte Staatsform.

Kolonisation

Bereits Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. sollen Griechen nach Kleinasien übergesiedelt sein. Im Zeitraum von ca. 750–550 v. Chr. kam es dann zur grossen Kolonisation, in deren Verlauf in weiten Teilen des Schwarzmeergebiets und in vielen Gegenden des Mittelmeerraums Tochterstädte gegründet wurden. Hier wurden vor allem in Unteritalien und auf Sizilien viele Kolonien gegründet. Gründe waren neben Überbevölkerung und Sicherung von Handelswegen auch Bevölkerungsdruck und innenpolitische Gegensätze und Unruhen innerhalb einer Polis. Dabei ist der Begriff der Kolonisation nicht nach modernen Massstäben auszulegen. Die neu gegründeten Städte waren unabhängig von der Mutterstadt und die Ansiedlung geschah in der Regel dort, wo mit keinem ernsthaften Widerstand durch Einheimische zu rechnen war. Die griechische Besiedlung erstreckte sich damit über den gesamten Mittelmeerraum - mit der Ägäis als Zentrum.

Vielfach scheinen Orakel, insbesondere das Orakel zu Delphi, eine wichtige Rolle bei der Gründung einer Kolonie gespielt zu haben. Oftmals gaben die Orakelpriester Rat, wann und wo genau eine Kolonie zu gründen sei. Wenngleich die Kolonien von einer Mutterstadt gegründet wurden, stammten in der Regel nicht alle Siedler aus dieser Stadt. Es haben sich meist Menschen aus anderen Städten auf der Suche nach einer neuen Heimat angeschlossen. Die Kolonisation erfolgte im Normalfall per Schiff, auf dem neben den Siedlern auch eine erste Grundausstattung wie Saatgut, Vieh, Gerätschaften oder Waffen zur Verteidigung mitgeführt wurden. Frauen wurden meistens nicht mitgenommen, sie wurden häufig aus der Urbevölkerung genommen. Aus religiösen Gründen und um die Verbindung mit der Mutterstadt zu symbolisieren wurde auch Feuer und Erde aus der Mutterstadt mitgeführt. Mit diesen Utensilien wurde nach der Landnahme zunächst ein Altar errichtet. Oft wurde die erste Siedlung in der Fremde auf einer küstennahen Insel oder auf einer Halbinsel errichtet. Hatten

die Kolonisten ihre Stellung gesichert, dehnten sie sich auf das Festland bzw. Hinterland aus. Ein Teil des Landes wurde per Los an die Siedler verteilt, der Rest war Eigentum der neuen Stadt.
In kürzester Zeit übertrafen die meisten Kolonien an Einwohnern und Reichtum ihre Mutterstädte, denn sie waren weniger durch ebenbürtige Nachbarn beschränkt. Dabei blieben sie mit der Heimat in ständiger Verbindung. Ihre griechische Nationalität bewahrten sie sich nicht nur, sondern sie breiteten auch ihre Sprache und Bildung bei den Völkerschaften aus, in deren Mitte sie sich ansiedelten.

Athen: Der Weg zur Demokratie

Ausgangslage

Von ihrer 2500 Quadratkilometer umfassenden Ausdehnung und der Grösse der Bürgerschaft abgesehen, hob sich Attika als Polis bis zum Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr. von anderen griechischen Stadtstaaten nicht sonderlich ab. Auch die zu dieser Zeit sich verschärft einstellenden sozialen Spannungen in Attika waren in anderen Poleis bereits aufgetreten. Originell und von langfristiger Bedeutung dagegen waren die in Athen zur Krisenbewältigung eingeschlagenen Wege, die zu institutionell abgesicherter Mitverantwortlichkeit der Bürger für das Gemeinwesen führen sollten.
Bis zu dieser Wende entsprachen die Herrschaftsverhältnisse in Athen weitgehend dem gängigen Muster, das auch in anderen griechischen Stadtstaaten praktiziert wurde: Seit der Ablösung der Monarchie (hier spätestens im 7. Jh.) lag die Führung in der Hand von Adelsgeschlechtern (Eupatriden), die die Macht in jährlich neu zu besetzenden Ämtern aufteilten. Herausgehobene Posten bekleideten die neun Archonten, darunter einer, der dem Jahr den Namen gab (Archon Eponymos), ein oberster Kultbeamter (Archon Basileus), der militärische Oberbefehlshaber (Polemarchos) und sechs Thesmotheten für die Rechtspflege. Die Ämtervergabe und Kontrolle der Amtsausübung besorgte ein, die Häupter der adligen Familien versammelnder Adelsrat, der Areopag.
Für besonders wichtige Entscheidungen – vor allem über Krieg und Frieden – konnten Volksversammlungen abgehalten werden.
Die Ursachen der die Entwicklung anschiebenden sozialen Spannungen standen im Zusammenhang mit den Veränderungen, die die griechische Kolonisation an den Küsten von Mittelmeer und Schwarzem Meer bewirkt hatte. Zu deren Voraussetzungen gehörte ein Bevölkerungsüberschuss in vielen Poleis, der durch Koloniegründungen exportiert wurde. In der Folge kam es zur Intensivierung des Seehandels und mancherorts zu einer Veränderung der landwirtschaftlichen Strukturen, so auch in

Attika. Wein- und Olivenanbau für den Export wurden nun lukrativ, während die bis dahin dominierenden Getreidegrossproduzenten unter Druck gerieten und um ihren Einfluss fürchten mochten. Leidtragende der Entwicklung aber waren hauptsächlich Kleinbauern. An ihnen und ihren Anbauflächen suchten sich die Eupatriden schadlos zu halten. Die Folge davon war, dass immer mehr von ihnen in Schuldknechtschaft gerieten und, da sie mit dem Leib hafteten, zum Teil als Sklaven ins Ausland verkauft wurden. Der Zusammenhalt der Polisgesellschaft war demnach zu Beginn des 6. Jahrhunderts in Athen massiv bedroht, ebenso die Wehrkraft, da das Hoplitenheer auf das freie Bauerntum gegründet war. In dieser Lage wurde Solon 594/93 v. Chr. zum Archon gewählt und von der zerstrittenen Bürgerschaft als Schlichter bzw. Versöhner berufen.

Solon

Umfang und Tragweite von Solons Reformwerk lassen auf das existenzbedrohende Ausmass der Krise schliessen, die die Athener Polis erfasst hatte. In weniger dramatischer Lage hätte er wohl kaum freie Hand für die Umsetzung seiner Pläne bekommen können, die elementare Voraussetzungen für die spätere Demokratie schufen.

Grundlegend waren die Massnahmen zur Wiederherstellung des freien Kleinbauerntums, die Beseitigung der Schuldknechtschaft durch Schuldenannullierung und den Ausschluss der Haftung mit dem Leib für die Zukunft. In seinem Bemühen, vergangenes Unrecht zu heilen und eine gute und gerechte Ordnung der Polis neu zu begründen, sorgte Solon auch für den Rückkauf jener Athener, die wegen Schuldendienstrückständen auswärtig als Sklaven weiterverkauft worden waren. Ausserdem begrenzte er den Grundbesitz auf ein Höchstmass. Dies sollte die Erhaltung von kleineren Bauernhöfen begünstigen.

Um die so restaurierte Bürgerschaft, den Demos, vor Fehlentwicklungen künftig besser zu bewahren, schuf Solon ein umfängliches Gesetzeswerk. Sein Ansatz zielte auf Beteiligungsrechte und –pflichten der Bürger in wichtigen Angelegenheiten der Polis. Die gewachsenen Strukturen der politischen Machtverteilung wurden dabei weitgehend berücksichtigt, indem Ämterzugang, militärische Dienstpflicht mit Selbstausrüstung und eventuelle steuerartige Abgaben gestaffelt nach Einkommensklassen vorgegeben wurden (timokratische Ordnung):

Neben den aus ehemaligen Archonten zusammengesetzten Areopag, der weiterhin für die Blutgerichtsbarkeit, für die Kontrolle der Amtsträger und die Sittenaufsicht zuständig blieb, heisst es in Überlieferungen aus dem späten 5. Jh. v. Chr., dass Solon einen „Rat der 400" gegründet habe, der ähnliche Funktionen hatte wie der später durch Kleisthenes gegründete „Rat der 500". Es sollen hier zum Beispiel Beschlussanträge für die Volksversammlung vorberaten worden sein.

Durch die Einrichtung des Volksgerichts, dessen Geschworene sich aus Angehörigen aller Klassen zusammensetzten, war auch in der Rechtsprechung ein Gegengewicht zum Areopag geschaffen und breite Partizipation angelegt.

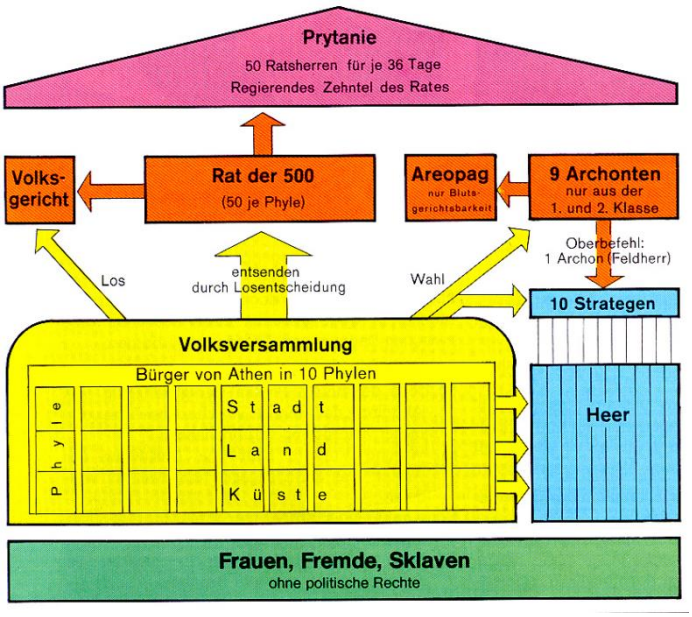
Die genannten und eine Vielzahl weiterer gesetzlicher Regelungen Solons wurden auf grossen, drehbaren Holztafeln auf der Akropolis ausgestellt. Dem Urheber war daran gelegen, dass sie fernerhin ohne ihn zur Anwendung und Wirkung gelangen sollten. Deshalb begab sich Solon nach Vollendung des Reformwerks für 10 Jahre auf Reisen ausser Landes.

Kleisthenes

Die zunächst kompliziert, wenn nicht lebensfremd anmutende Neugliederung der Bürgerschaft, die Kleisthenes mit Unterstützung der Volksversammlung auf den Weg brachte, hat unter dem eingängigen Begriff der Isonomie, der politischen Gleichberechtigung, anscheinend wichtige Teile der Bürgerschaft zu mobilisieren vermocht, insbesondere als einflussreiche Adlige dagegen Front.

Die kleisthenischen Reformen, die schliesslich auf Dauer erhalten blieben, beruhten auf einer territorialen Neugliederung der attischen Polis mit dem Ziel, die Bürgerschaft zu durchmischen und politisch zusammenzuschweissen. Dazu unterteilte Kleisthenes Attika in drei Grossregionen: das städtische Siedlungsgebiet Athens einschliesslich des Piräus, das Binnenland und das übrige Küstengebiet. Jede dieser Regionen wurde wiederum in 10 Teilgebietskörperschaften (Trittyen) unterteilt, sodass sich eine Gesamtzahl von 30 Trittyen ergab. Aus den bis dahin existierenden 4 Phylen machte

Kleisthenes 10 gänzlich neue, indem er je drei Trittyen aus den unterschiedlichen Grossregionen zu einer Phyle zusammenfasste. Dadurch wurden systematisch Bürger unterschiedlicher Herkünfte und Alltagserfahrung zu einem politischen und militärischen Grossverband zusammengebunden und die bis dahin dominierenden Adelsgeschlechter in ihren Einflussmöglichkeiten geschwächt.
Solons Rat der 400 wurde in einen Rat der 500 umgewandelt, in den jede Phyle 50 Mitglieder entsandte. Die einzelnen Demen wiederum wurden weitgehend unter Selbstverwaltung gestellt und damit wurde in ganz Attika auch auf lokaler Ebene politische Partizipation angeregt und institutionalisiert.



Perserkriege und weiterer Ausbau der Demokratie

Zu den indoeuropäischen Völkern, die im 2. Jahrtausend v. Chr. nach Süden wanderten, gehörten auch die Perser. Um 700 v. Chr. siedelten sie in der Gebirgslandschaft Persis, östlich von Zweistromland und dem Persischen Golf. Hier gerieten sie unter die Herrschaft der mit ihnen verwandten Meder, die vorher das Grossreich der grausamen Assyrer, das vom Zweistromland zeitweise bis Ägypten sich erstreckte, zerstört hatten. Um 550 v. Chr. befreite der Perserfürst Kyros sein Volk von der Fremdherrschaft, er eroberte das Mederreich und besiegte dann Kroisos, den reichen König des Lyderreichs in Kleinasien. Zu dessen Reich gehörten auch die Griechenstädte an der Westküste Kleinasiens, die nun, 546 v. Chr., unter persische Oberhoheit gerieten. Über 200 Jahre kam es von nun an immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen Griechen und Persern. Deren Vordringen bedrohte mehrmals die Freiheit ganz Griechenlands; daneben gab es aber auch wechselseitige kulturelle Einflüsse. Kyros dehnte in weiteren Feldzügen das persische Herrschaftsgebiet weit nach Nordosten aus; als er schliesslich auch Babylon eingenommen und dessen Reich unterworfen hatte, besass er damit auch das fruchtbare Zweistromland und die Ostküste des Mittelmeeres mit den phönikischen Städten bis zur Grenze Ägyptens. Er hatte ein Weltreich gegründet. Sein Sohn Kambyses eroberte Ägypten, dessen Nachfolger Dareios I. (522—485 v. Chr.) erweiterte das Reich etwa um 513 bis in das Industal.
Die unterworfenen Völker wurden milde behandelt, ihre Städte nicht zerstört, ihre Religionen nicht unterdrückt, auch ihre Fürsten behielten Teile ihrer Rechte. Der „König der Könige" verlangte von ihnen allerdings hohe Tribute (Abgaben) und Soldaten für seine Kriegszüge. Um beides sicherzustellen, teilte Dareios das Land in 20 Provinzen ein, an deren Spitze persische Statthalter (Satrapen) standen. Zur Hauptstadt Susa führten grosse Heerstrassen; auf der „Königsstrasse" vom westlichen Kleinasien nach Susa, die über 2 000 km lang war, konnten Boten, die alle 20 km die Pferde wechselten, den König in 7 Tagen erreichen. Prunkvolle Paläste kündeten von seiner Macht, wer zu ihm vorgelassen wurde, musste sich auf die Erde werfen.
Dareios fühlte sich als Diener des Gottes Ahuramazda. Zarathustra, ein iranischer Religionsstifter, dessen Lebensdaten wir nicht genau kennen, hatte gelehrt, dass Ahuramazda der einzige Gott sei, der Schöpfer der Erde und der Menschen. Ihm stünden gegenüber die teuflischen Mächte der Finsternis und der Lüge; die Menschen hätten sich zu entscheiden, auf wessen Seite sie sich stellten. Am Tage des Weltuntergangs stünden sie vor dem Gericht, die Guten erlangten die Seligkeit, die Bösen verfielen der Verdammnis.
Über die Griechenstädte in Ionien, dem westlichen Kleinasien, hatte der persische Satrap Tyrannen eingesetzt, die die persischen Interessen vertraten. Besatzungstruppen sicherten ihre Herrschaft. Die Bevölkerung der Städte litt unter dieser doppelten Beschränkung ihrer Freiheit und dazu noch

unter den Einbussen, die ihr Handel erfuhr, besonders seit die Perser um 513 v. Chr. die Meerengen, den Ausgang des Schwarzen Meeres, ihrem Reich einverleibt hatten. Davon war auch Athen betroffen, weil es von der Getreidezufuhr aus Südrussland abhängig war.
500 v. Chr. erhoben sich die ionischen Städte unter Führung Milets, ihre Tyrannen wurden getötet oder vertrieben. Hilfsersuchen wurden nach Griechenland gesandt. Aber nur Athen und Eretria schickten 25 Schiffe, viel zu wenig, um das Weltreich, das auch die phönikischen Flotten einsetzen konnte, zu bedrohen. Der Aufstand brach nach 6 Jahren zusammen, Milet wurde zerstört, seine Bevölkerung verschleppt. Mit dem darauf folgenden Rachefeldzug der Perser gegen Griechenland begann ein mehrere Jahrzehnte dauernder Krieg.

Der vor allem für Athen günstige Verlauf und Ausgang der Perserkriege war zweifellos geeignet, die Neuordnung der Polisgesellschaft zu festigen und die sie tragenden Kräfte zu bestätigen. Die mittleren Vermögensklassen konnten ihre Einflussmöglichkeiten über den Rat der 500 und die Volksversammlung ausbauen; die Mobilisierungsbereitschaft und die militärischen Erfolge stärkten das Selbstbewusstsein der Bürgerschaft und sprachen dafür, auf dem eingeschlagenen Weg der Erweiterung politischer Beteiligungsmöglichkeiten und –pflichten voranzugehen.
Seit 487 v. Chr. gelangten die Archonten durch ein Losverfahren, das über die zugelassenen Kandidaten aus den beiden ersten Vermögensklassen entschied, in ihre Ämter. Damit verlor das Archontat naturgemäss an Ansehen und Gewicht. In demselben Jahr erstmals und danach häufig fand in der Volksversammlung ein Scherbengericht (Ostrakismos) statt. Dieses vielleicht bereits im Zusammenhang der kleisthenischen Reformen eingeführte Verfahren ermöglichte der Volksversammlung die Verbannung eines auffallend Ehrgeizigen oder politischen Störenfrieds für 10 Jahre aus Attika. Was vermutlich als Vorkehrung gegen eine neue Tyrannis angelegt war, wurde in der Praxis zu einem politischen Regulativ, das eine persönliche Vorrangstellung in Athen auch programmatisch an das Einverständnis einer Mehrheit in der Volksversammlung band. Zwar waren es noch immer Exponenten der Adelsgeschlechter, die die politische Szene beherrschten; erfolgreich konnten auf Dauer aber nur diejenigen sein, die mit ihren Umgangsformen und Konzepten in der Mitte der Bürgerschaft nicht auf Ablehnung stiessen: Einer in jedem Jahr konnte in die Verbannung geschickt werden.
Nachdem 480 v. Chr. Athen die Seeschlacht bei Salamis (Insel) gewonnen hatte und die Perser 479 bei Platää von den vereinten griechischen Streitkräften auch zu Lande geschlagen und in die Flucht gezwungen worden waren, ergab sich eine zusätzliche Verschiebung der gesellschaftlichen Kräfte in der attischen Polis. Athen war durch das Flottenrüstungsprogramm des Themistokles zur bedeutendsten Seemacht des Mittelmeeres geworden. Im militärischen Bereich waren neben die berittenen beiden ersten solonischen Vermögensklassen und die das Hoplitenheer stellende dritte Vermögensklasse auch noch die Theten mit nur geringem Einkommen getreten, die als Ruderer auf den Trieren gebraucht wurden. Auch deren alsbald deutlicher hervortretende politische Interessen galt es künftig zu berücksichtigen. Denn mit der Gründung des gegen die Perser gerichteten delisch-attischen Seebunds 478/77 v. Chr. kam es zu einer Festigung der Bedeutung und des Einflusses der Theten auf Dauer.
Nach einer den Perserkriegen folgenden fast zwei Jahrzehnte währenden Phase der Konsolidierung, in der die attische Politik noch einmal von den im Areopag konzentrierten Adelsgeschlechtern wesentlich bestimmt war, geschah es sicher mit wesentlicher Unterstützung der untersten Vermögensklasse, dass es zur voll ausgebildeten attischen Demokratie kam. Die Theten vor allem waren es, die ein Interesse daran haben konnten, die Potentiale der attischen Seemacht voll auszureizen.

Perikles

Perikles hatte wohl bereits früh das politische Vermächtnis des Kleisthenes – seine Mutter war dessen Nichte – angenommen und es demokratisch gedeutet. Unter seiner Ägide wurde das politische Engagement der Bürger mit nur geringem Einkommen durch die Einführung von Diäten auf eine materielle Basis gestellt. Für Mitglieder der Volksgerichte gab es einen Richtersold. Ratsmitglieder im Rat der 500 empfingen einen Ratssold in doppelter Höhe des Richtersolds. In Verbindung damit wurde nun auch den Theten der Zugang zum Rat eröffnet. Das Losverfahren entschied darüber, wer unter den Kandidaten für ein Jahr Mitglied des Rates wurde. Insgesamt war das aber nur zweimal im Leben – und nicht unmittelbar anschliessend – zulässig. Durch ein von Perikles eingebrachtes Bürgerschaftsgesetz war seit 451 v. Chr. dafür gesorgt, dass der Kreis derjenigen, die als Bürger in politische Ämter gelangen und Diäten empfangen konnten, auf diejenigen begrenzt blieb, die sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits von Athenern abstammten. Damit war zugleich eine weitere politische Schwächung adliger Geschlechter verbunden, die Ehen über die Polisgrenzen hinaus eher eingegangen waren als die einfachen Bürger. Zudem liessen sich dadurch aussenpolitische Interessenkonflikte in der Bürgerschaft besser vermeiden.

Auf diese Weise ergab sich für Perikles in der Volksversammlung eine stabile politische Basis, mit deren Unterstützung er u. a. das grossartige Bauprogramm auf der Akropolis umsetzen konnte, das den neuen Vormachtanspruch Athens in Griechenland auch nach aussen glanzvoll zur Geltung brachte. Vom aufwändigen Lebensstil der grossen Adelsgeschlechter jedoch grenzte Perikles sich ab, indem er den Eindruck vermittelte, ganz in den Staatsgeschäften aufzugehen. Dies wird zu seiner drei Jahrzehnte währenden Sonderstellung beigetragen haben, die z. B. darin zum Ausdruck kam, dass er von 443 v. Chr. an Jahr für Jahr zu einem von zehn Strategen gewählt wurde, die aus der Phylenordnung hervorgingen. Bei diesen militärischen Führungsstellen handelte es sich um das letzte politisch bedeutende Wahlamt, nachdem für alle anderen das Losverfahren galt. Das ehedem besonders einflussreiche Amt des Archonten dagegen wurde nicht nur durch Los vergeben, sondern war seit 458 v. Chr. für alle Vermögensklassen ausser den Theten zugänglich.

In den äusseren Beziehungen ging mit der Demokratisierung Athens eine Verhärtung des attischen Vormachtstrebens einher. Korinth und mit ihm die peloponnesische Vormacht Sparta wurde herausgefordert, als Athen mit dem benachbarten Megara gegen Korinth gemeinsame Sache machte. Eine über 6 Jahre sich hinziehende Auseinandersetzung war die Folge (1. Peloponnesischer Krieg 459-453 v. Chr.). Eine ägyptische Expedition der attischen Flotte scheiterte 455 bei dem Versuch, die Perser in ihrem Machtbereich durch die Unterstützung Aufständischer zu schwächen. 454 wurde auf Beschluss der Athener Volksversammlung die Kasse des delisch-attischen Seebunds von Delos nach Athen verbracht und Athene zur Schutzgöttin des Seebunds gemacht, an die nun jedes Mitglied ein Sechzigstel seines Bündnisbeitrags abzuführen hatte. Später wurden dann auch für das Bauprogramm auf der Akropolis Bundesgelder abgezweigt. Von 446 v. Chr. an wurden Kapitalverbrechen im gesamten Hoheitsgebiet des Seebunds vor Athener Volksgerichten verhandelt; die Bündner wurden nicht mehr als Kampfgenossen, sondern als Untertanen behandelt.

Innere und äussere Entwicklung Athens in der Ära des Perikles standen in engem Zusammenhang: Die wachsende militärische Bedeutung der Theten als Schiffsbesatzungen seit der Seeschlacht von Salamis und im Zuge des Ausbaus der attischen Seemacht hatte das politische Gewicht der Bürger mit geringem Einkommen und die Demokratisierung vorangetrieben. Ihr politischer Aufstieg wiederum führte dazu, dass die auf Absicherung und Ausweitung von Athens Vormachtstellung zur See gerichteten Interessen in den Beschlüssen der Volksversammlung mehr und mehr durchschlugen.

Der Militärstaat Sparta

Nur eine zweite Polis hat im Verlauf der griechischen Geschichte die Grösse und Bedeutung Athens erreicht und zeitweise überragt: Sparta. Im Zuge ihrer Wanderung waren im 11. Jahrhundert dorische Krieger in den Süden der Halbinsel Peloponnes vorgestossen, hatten sich im Eurotas-Tal festgesetzt und die dort ansässige Bevölkerung unterworfen. Die bedeutendste Gruppe der Eindringlinge

fasste wahrscheinlich erst Jahrhunderte später ihre im fruchtbarsten Teil des Tales liegenden Dörfer zu einer Siedlung zusammen, zur Stadt Sparta. Anderen Dorern hatten die Spartiaten erlaubt, sich an den Berghängen und auf den Hügeln des Tales anzusiedeln. Dort war der Boden steinig, die Ernte gering. Diese Periöken (Umwohner) mussten den Spartiaten als Hopliten im Kriege dienen. Sie konnten zwar ihre Orte selbst verwalten, politische Rechte in Sparta hatten sie aber nicht. Die unterworfenen bisherigen Einwohner des Landes wurden unfrei und besitzlos. Ihr Land wurde den Spartiaten zugeteilt, sie aber mussten es bearbeiten und die Hälfte des Ertrages abliefern, und sie durften es nicht verlassen. Meist arbeiteten 6 bis 8 dieser Heloten für einen Spartiaten. Auch sie mussten Kriegsdienste leisten, als Waffenträger ihrer Herren oder als Leichtbewaffnete. Als die Zahl der Spartiaten dann zunahm und kein Land zur Verteilung mehr vorhanden war, griff Sparta um 735 v. Chr. das benachbarte Messenien an. Lang wehrten sich die Bewohner, schliesslich aber wurden auch sie unterjocht. Auch sie wurden Heloten. Widerwillig fügten sie sich in ihr Schicksal, hundert Jahre später erhoben sie sich gegen ihre Unterdrücker, nach jahrzehntelangem Kampf waren sie endgültig besiegt.
Alle Spartiaten gehörten vom 31. Lebensjahr an zur Volksversammlung, die bei Vollmond zusammentrat, um über Gesetzesvorlagen abzustimmen, die die Gerusia, der Rat der Alten, vorlegte. Die Spartiaten durften dabei weder über die Vorlagen beraten noch eigene Vorschläge machen, sie konnten nur mit ja" oder „nein" stimmen. Der 30köpfigen Gerusia gehörten auch zwei Könige an, jeder aus einem adligen Geschlecht, die gemeinsam den Oberbefehl im Krieg hatten, dazu auch priesterliche Aufgaben. Die Volksversammlung wählte die Mitglieder der Gerusia auf Lebenszeit. Gewählt waren die, bei deren Vortreten die Versammlung am lautesten zustimmte. Die Entscheidung fällte ein Ausschuss, der, in einem Haus eingeschlossen, die Bewerber nicht sehen konnte und auch die Reihenfolge ihres Auftretens nicht kannte. Auf jeweils ein Jahr wählte die Volksversammlung fünf Ephoren (Aufseher). Sie waren die mächtigsten Männer im Staat; ihrer strengen Aufsicht unterstanden alle, auch die Gerusia und die Könige. Einmal bestraften sie einen König, der eine zu kleine Ehefrau gewählt hatte: Sie wollten, wie sie sagten, Könige und keine Zaunkönige. Die Spartiaten hatten ihnen widerspruchslos zu gehorchen.
Der zweite Krieg gegen Messenien änderte das Leben in Sparta so stark, dass es sich von nun an von dem in den andern Städten Griechenlands unterschied. Die Herrenschicht der Spartiaten hatte erkannt, dass sie infolge ihrer Minderzahl ständig gerüstet sein müsste, wenn sie die grosse Überzahl der Heloten auf die Dauer unterdrücken wollte. Von da an war Sparta ein Militärlager. Die Kinder wurden mit sieben Jahren ihren Eltern weggenommen und geschlechtergetrennten Gruppen von staatlichen Lehrern erzogen. Dabei standen Abhärtung gegenüber Strapazen, Disziplin und Kriegstüchtigkeit im Vordergrund. Auch die erwachsenen Männer kannten kein Privatleben. Zwar durften sie vom 30. Lebensjahr an in ihrem Haus in Sparta schlafen, von morgens bis abends aber waren sie mit ihren Waffengefährten zusammen. Einen Beruf hatte keiner gelernt. Wichtig genommen wurden die gemeinsamen Mahlzeiten, zu denen jeder einen Anteil beisteuerte. Berüchtigt in ganz Griechenland war ihre „Schwarze Suppe", aus Tierblut, Mehl und Essig. Vermögen, über das sie frei verfügen konnten, hatten die Spartiaten ausser ihrem Landgut kaum. Die Güter waren unterschiedlich gross, zumeist als Folge von Erbteilungen. Wessen Gut so klein war, dass er die Lebensmittel für die Mahlzeiten nicht mehr beisteuern konnte, der schied aus der Gemeinschaft der wehrfähigen Vollbürger aus. Der Besitz von Gold- und Silbermünzen war verboten, als Geld gab es stattdessen Eisenstäbe, die ausserhalb der Stadt wertlos waren.

Der Peloponnesische Krieg

Auf den Rat des Themistokles wurden Athen und sein Hafen durch Mauern geschützt. Vergeblich protestierte Sparta gegen den Mauerbau, nur widerwillig fand es sich mit dem Aufstieg Athens zur führenden Seemacht ab. Sparta blieb aber stärkste Landmacht. Athen, dessen führender Politiker jetzt Perikles war, und Sparta mischten sich in Streitigkeiten zwischen anderen Griechenstädten ein, um den eigenen Machtbereich zu erweitern.

431 v. Chr. brach aus einem solchen Anlass zwischen ihnen ein Krieg aus, der mit Unterbrechungen nahezu 30 Jahre dauerte. Athen stützte sich auf seine Flotte, mit der es seine Lebensmittelzufuhren sicherte und die Küsten der Peloponnes bedrohte. Das spartanische Heer drang in Attika ein und verwüstete das Land, dessen Bewohner sich hinter die Mauern Athens flüchteten. Hier starben 429 v. Chr. Perikles und 100'000 Einwohner an der Pest; Athen war damit erheblich geschwächt. In den folgenden Jahren wechselten Siege und Niederlagen ab; 421 v. Chr. schlossen die erschöpften Städte Frieden. Die Spannungen aber blieben bestehen. 415 überredete Alkibiades, ein Neffe des Perikles, die athenische Volksversammlung, einen Eroberungszug nach dem reichen Sizilien zu beschliessen. Vergeblich warnten besonnene Politiker. Vor Syrakus erlitt das athenische Heer 413 eine vernichtende Niederlage, Sparta nutzte die Lage, es verband sich mit den Persern; mehrere Städte des Seebundes erhoben sich gegen die Athener, deren Flotte schliesslich von der spartanischen vernichtet wurde. 404 v. Chr. musste das belagerte Athen sich ergeben, die Mauern zerstören, auf Flotte und Seebund verzichten und die Vorherrschaft Spartas in Griechenland anerkennen. Der eigentliche Gewinner aber war Persien, das darauf wieder die Griechenstädte Kleinasiens sich unterwarf.

Kulturgeschichte Griechenlands

Architektur

Die Grundlagen der griechischen Architektur wurden in einem Zeitalter der Umwälzungen gelegt, als die griechische Zivilisation begann, ihre eigenen Werte zu entwickeln. Dieser Zeit, dem 7. vorchristlichen Jahrhundert, waren seit dem Zusammenbruch der mykenischen Zivilisation - um das Jahr 1100 v. Chr. - fünf Jahrhunderte des Übergangs und zeitweiliger Barbarei vorangegangen. Die Griechen trafen in dem Land, das sie eroberten und in seiner Nachbarschaft verschiedene Überlieferungen der Baukunst und Konstruktionsweisen an: die mächtigen Befestigungen der Achäer oder die noch älteren luxuriösen Paläste der Kreter. Die Errungenschaften der vorderasiatischen Hochkulturen waren ihnen nicht unbekannt, der Hethiter, Assyrer und Ägypter. Doch schufen sie eine neue Kunst aus eigener Kraft. Eine Grundlage ihrer Architektur war der einfache mykenische Tempel aus Holz und der Typus des Megaron, des grossen Hauptsaals des mykenischen Hauses mit säulengetragener Vorhalle. Diese Grundelemente sollten für über 2000 Jahre das Bauen in der westlichen Welt bestimmen.

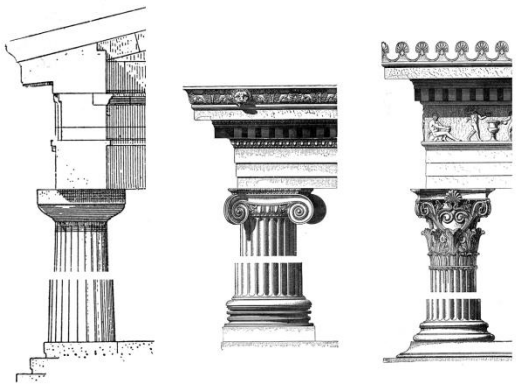
Die Griechen, die nach klaren Gesetzmässigkeiten strebten, legten einleuchtende Regeln für die Architektur, die Bildhauerei und die Malerei fest, die sich an den erkennbaren Gesetzen der Natur orientierten. Dafür werden sie bis heute bewundert. Die organische Natur war ihr Lehrmeister und ihr Massstab. Die Griechen entwickelten für die Architektur einige Regeln, an denen sie die Baukunst massen: Jedes Bauwerk, das Anspruch auf Vollkommenheit erhob, musste ihnen genügen. Wenn wir die griechische Baukunst verstehen und die Unterschiede erkennen wollen, die zwischen den griechischen Originalen und den zahlreichen späteren Nachahmungen bestehen, müssen wir zunächst diese einfachen Grundlagen kennen und das Prinzip, das hinter ihnen steht.

Die Griechen waren Meister der kritischen Analyse und der treffsicheren Wahl. Ein einziges Konstruktionssystem genügte ihnen als Grundlage ihrer monumentalen Architektur. Dieses System von Stütze und Last, von Säule und Gebälk war nicht nur das einfachste, was sich denken lässt, sondern seine Anwendung war auch gewissen Beschränkungen unterworfen. Wie ein Joch war es der Erde auferlegt und nicht zum Aufbau mehrstöckiger Konstruktionen geeignet, die hoch in den Himmel ragen. Die grundsätzliche Beschränkung auf ein überschaubares Mass entsprach zugleich einer inneren Haltung. Das Konstruktionsprinzip von schlichten, aufrecht stehenden steinernen Stützen und horizontal darüber gelegten Blöcken hatte schon die uralten Dolmen bestimmt, die wie riesige Steintische gebauten, vorgeschichtlichen Steingräber und Kultstätten, wie sie in Norddeutschland, England, Frankreich und Apulien anzutreffen sind: Dieses elementare Konstruktionsprinzip legt jeweils einen massiven Steinblock horizontal über zwei vertikale Stützen. Das Gewicht des liegenden Blocks wird dadurch gleichmässig verteilt und abgeleitet. In den Städten der griechisch sprechenden Welt

der Antike gab es die verschiedensten Bauaufgaben, die je nach Bedarf gelöst wurden. Die bescheidenen Wohnhäuser jener Zeit aus vergänglichem Material sind meist spurlos verschwunden, doch blieben einige der den Göttern geweihten Tempel erhalten. Die Tempel waren die vornehmste Bauaufgabe der Griechen und wurden jahrhundertelang nach einem bestimmten, einheitlichen Grundriss und Bauschema angelegt. Sie waren Spiegelbilder einer unumstösslichen, göttlichen Weltordnung und sollten wie jene Bestand haben.

Das Kernstück des Tempels war ein rechteckiger Hauptraum, die *Cella*, sie war das eigentliche Heiligtum des Gottes und aussen von einem Säulenumgang umgeben. Es gab Varianten, bei denen an die Cella weitere Räume - davor oder dahinter - anschlössen, ebenso kannte man Unterschiede in der Anordnung der umgebenden Säulen: auf beiden Schmalseiten, an nur einer Seite, in Doppelreihen. Ausnahmsweise wurde auch die Rundform für die Cella und damit den gesamten Tempelgrundriss gewählt. Bis in die Gegenwart haben die Architekten sich immer wieder am Vorbild der schlichten Tempel der Griechen orientiert. Der Erfolg dieser Bauweise beruhte nicht zuletzt darauf, dass sich ein Bauwerk, das nach dem Prinzip von Stütze und Last errichtet wird, aus festgelegten Grundelementen zusammensetzen lässt: Diese sind das Fundament, auf dem die Stützen ruhen, die Träger selbst - Säulen und Wände - die das Gewicht der Dachkonstruktion aufnehmen und ableiten sowie der Steinblock, der die Stützen miteinander verbindet. Die entscheidende Neuerung der Griechen war die wohlüberlegte Kombination dieser Elemente nach verbindlichen Regeln und Massverhältnissen, die als die Ordnungen bekannt sind. Die Griechen glaubten in ihrem gesamten Dasein an den erzieherischen Wert des Vorbildes. Was als richtig erkannt war, sollte Kanon und Norm sein. Daher strebten sie auch bei ihrem Tempelbau nicht nach umwälzenden Neuerungen, sondern ihre Architekten hielten sich an das einheitliche und überall anwendbare Formen- und Proportionssystem. Es gab also prinzipiell den „Standardtempel" und bestimmte Standardkonstruktionen zu seiner angemessenen Verwirklichung. Dieses Konzept verfügte über eine bestimmte Formensprache und über bestimmte Massverhältnisse, nach denen die Elemente des Bauwerks - die einzelnen bearbeiteten Steinblöcke - planmässig zu einem organischen Ganzen zusammengefügt wurden. Jedes einzelne Bauglied entsprach der einheitlichen Idee. Dieses organische Wachstumsgesetz lässt die griechischen Tempel noch heute so lebendig erscheinen.

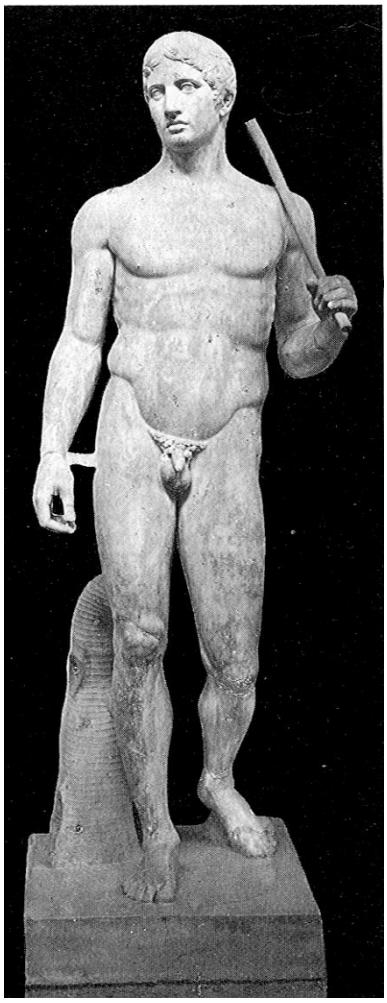
Grundsätzlich gab es zwei Ordnungen, nach denen gebaut wurde, die *dorische* und die *ionische,* als dritte kam später die *korinthische* Ordnung hinzu, als Abwandlung der ionischen. Die erstgenannten Ordnungen leiten ihren Namen von den beiden hellenischen Hauptstämmen her, doch gab es keine ganz strenge Trennung zwischen ihnen. So wurde auch der vollkommenste aller Tempel der dorischen Ordnung, der Parthenon von Athen, in einer ionischen Umgebung errichtet. Man kann also nicht von geographischen Verbreitungszonen ausgehen, vielmehr sollte das Wesen einer Ordnung, die angewandt wurde, dem Charakter der Bauaufgabe entsprechen.



Die dorische Ordnung (links) wurde mit Wesenszügen assoziiert, die primär als männlich gelten können - klar, ernst, beherrscht, kraftvoll - auch die Göttin Athena hatte Teil an dieser Sphäre - während der ionische (mitte) und der korinthische (rechts) Stil mit spezifisch weiblichen Eigenschaften assoziiert wurden, wie Anmut und Schönheit, Schmuck und Blüte, Feingliedrigkeit und Eleganz. Im Grunde erfordert das Verständnis der griechischen Architektur zunächst nur die Kenntnis der drei Ordnungen: dorisch, ionisch, korinthisch und ihrer wichtigsten Unterscheidungsmerkmale. Diese drei griechischen Ordnungen wurden in

verschiedenen Varianten wieder in der Kunst des alten Rom, der Renaissance, des Barock, des Neoklassizismus angewendet. Ihre Kenntnis ist daher unerlässlich für das Verständnis der europäischen Kunstgeschichte.

Skulptur



Im Gegensatz zur Architektur der Griechen sind nur sehr wenige griechische Skulpturen original überliefert. Relativ viele sind jedoch durch die Kopien bekannt, die von reichen Römern zum Schmuck ihrer Villen in Auftrag gegeben wurden. Diese römischen Kopien sind unterschiedlich in der Qualität und oft eigenartig mechanisch, glatt und äusserlich perfekt. Mitunter handelt es sich um Marmorkopien griechischer Bronzen, was eine weitere Entfernung vom Original bedeutet. Die steinernen griechischen Statuen waren ursprünglich farbig bemalt, jedoch sind die vergänglichen Farben nur noch in Spuren nachweisbar. Die frühe griechische Bildhauerei weist Verwandtschaft mit der Architektur auf. Es bestand eine gemeinsame Grundlage: die Steinmetzen übten ihr Handwerk sowohl am Bau als an der Skulptur aus, und die Giebelfelder, Friese und Metopen der Tempel waren für den bildhauerischen Schmuck bestimmt. Sowohl die Tempel wie die Statuen dienten der Ehre der Götter, denen allein eine solche Würdigung zustand.

Die Götter der Griechen wurden in Menschengestalt verkörpert - im Gegensatz zu den orientalischen Göttern der Ägypter oder Mesopotamier Der berühmte Lehrsatz der Philosophie der Griechen „Der Mensch ist das Mass aller Dinge" gilt ebenso für ihre Götter. Den Griechen konnten daher nur menschlich gestaltete Götterbilder als vollkommen erscheinen. Diese idealen Verkörperungen sollten möglichst frei sein von allen Zufälligkeiten und Unregelmässigkeiten. Die griechischen Skulpturen wurden daher ebenfalls nach einer verbindlichen Norm geschaffen, einem Kanon, der auf allzu persönliche Eigenheiten sowie auf jede Übertreibung verzichtete. Das Wesen sollte zum Vorschein kommen. Wie in der Baukunst, so legten die Griechen auch in der Bildhauerei Ordnungen fest. Sie gingen vom Ideal der wohlgeratenen Gestalt aus und unterschieden bestimmte Kategorien oder Typen der Menschendarstellung, entsprechend den Lebensaltern. In gewissem Sinn kann man darin ein Gegenstück zu den Ordnungen der Architektur sehen. So wurden als Typus festgelegt: der Jüngling von etwa 15 Jahren; der junge Mann mit den Proportionen des Erwachsenen; der reife, sportlich durchtrainierte Mann im Vollbesitz seiner Kraft; andererseits die anmutige junge Frau sowie die gesetzte Matrone. Kinder und Alte blieben bei diesem Kanon der ausgewogenen Mitte ausser Betracht.

Generationen von griechischen Künstlern bemühten sich, der Verwirklichung dieser Ideale immer näher zu kommen, bis mit der griechischen Klassik der Höhepunkt erreicht war. Dabei lässt sich eine aufschlussreiche Entwicklung zu immer grösserer Vollkommenheit feststellen. Die archaische Skulptur hat als Wesensmerkmale wiederum Geschlossenheit, Symmetrie, kraftvolle Schlichtheit und das Staunen des Anfangs, die sich bis zur Klassik ändern und verfeinern. Aus den geschlossenen Formen der Archaik lösen sich kompliziertere Kompositionen, dem spezifischen Detail wird allmählich grössere Aufmerksamkeit geschenkt, die psychischen Ausdrucksmöglichkeiten nehmen zu, der Weg verläuft vom kollektiven Typus zum individuellen Porträt.

Ein Hauptmeister der klassischen Epoche, Polyklet, wurde von seinen Zeitgenossen besonders hoch geschätzt, nicht allein wegen seines praktischen Könnens, sondern vielmehr wegen seines Systems, die Proportionsverhältnisse der Körperteile zu bestimmen: der Kanon (Massstab, Regel) des Polyklet legte fest, dass der Kopf einem Siebentel der Gesamthöhe der Figur entsprechen solle, der Fuss

müsse dreimal so lang wie die Handfläche sein, die Länge des Beins vom Fuss bis zum Knie sollte sechsmal der Handfläche entsprechen und ebensoviel die Entfernung zwischen Knie und Körpermitte betragen.

Wissenschaft und Philosophie

Wie bei vielen Wissenschaften und Zweigen der Kunst und Kultur, finden wir auch die Ursprünge der modernen Naturwissenschaften und der Philosophie in der griechischen Antike. Schon im 6. Jh. v. Chr. setzten sich berühmte Gelehrte im antiken Griechenland, wie Sokrates oder Pythagoras, mit vielen grundlegenden Fragen der Natur auseinander. Viele Erkenntnisse und Einsichten, die sie dabei gewannen, bewegten z. T. über Jahrtausende hinweg bis heute die Naturwissenschaften und trugen wesentlich zur Entwicklung eines wissenschaftlich fundierten Weltbildes bei.
Bereits vor den altgriechischen Gelehrten waren allerdings schon Erkenntnisse über die Natur gewonnen und festgehalten worden. So konnte man in Ägypten bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. Zeit und Entfernungen mit entsprechenden Geräten, wie Sonnen-, Wasser- und Sanduhren, messen. Oder zum Bau von Pyramiden wurden Maschinen benutzt, die auf der Kenntnis einfacher Gesetze der Mechanik beruhten. Bei den meisten Erkenntnissen aus der „Vorantike" handelte es sich jedoch um Einzelwissen.
Die Gelehrten der Antike gaben sich mit diesem Einzelwissen nicht zufrieden. Sie strebten nach Erkenntnis des Ganzen, spürten den tiefsten Geheimnissen der Natur nach und suchten die „Urstoffe" und „Urkräfte" zu finden, aus denen die Welt als Ganzes aufgebaut ist und die überall wirken. Anliegen der Gelehrten war es, ein einheitliches, in sich schlüssiges Gebäude der Wissenschaften zu errichten und so ein geschlossenes Weltbild zu schaffen. So versuchte Thales von Milet als einer der Ersten, alle Naturerscheinungen auf ein gemeinsames Prinzip zurückzuführen: Wasser, Luft, Erde und Feuer sollten die Urbestandteile der Welt und aller Körper sein. Und alle Naturerscheinungen sollten durch das Wirken zweier Urkräfte verursacht sein: das Zusammenziehen und das Ausdehnen. Viele altgriechische Gelehrte gingen darüber hinaus davon aus, dass die Erscheinungen in der Natur nicht göttlichen Ursprungs, sondern von der Natur selbst verursacht und durch den Menschen nutzbar sind. Deshalb bezeichnet man heute solche Gelehrte auch als Naturphilosophen.
Im Griechenland der Zeit nach den Perserkriegen entsteht mit dem gewachsenen Wohlstand auch ein grösseres Bedürfnis nach Bildung. Gleichzeitig erfordert die Staatsform der Demokratie vom Bürger zunehmend die Fähigkeit, elegant reden zu können. Die Menschen, die in der Gesellschaft des 5. Jh. v. Chr. Bildung und Beredsamkeit gegen Lohn lehren, werden mit dem Sammelbegriff Sophisten (= Lehrer der Weisheit) belegt. Sie zweifelten alle früheren Prinzipien an, alle Wahrheiten erklärten sie für relativ. Bekannt wurde der Satz des Protagoras, wonach der Mensch das Mass aller Dinge sei, nach dem auch jeder Mensch seine besondere Wahrheit habe. Andere Sophisten gingen noch weiter, indem sie erklärten, dass „überhaupt nichts ist", nicht einmal die Natur.

Sokrates

Sokrates war ein griechischer Philosoph, der im 5. Jh. v. Chr. in Athen lebte und dessen Gedankengut und erkenntnisfördernde Lehrtechnik die abendländische Philosophie nachhaltig geprägt hat. Sokrates selbst hat der Nachwelt keine Schriften hinterlassen. Das heutige Wissen über seine Persönlichkeit und seine Denkweise wurde ausschliesslich den Schriften seiner Schüler entnommen, zu denen u. a. Platon und Xenophon gehörten. Besonders aufschlussreich sind in diesem Zusammenhang die nach ihm benannten „Sokratischen Dialoge" von Platon.
Die Lebensgeschichte von Sokrates ist wie geschildert nur aus den Schriften seiner Schüler überliefert. Danach wurde er im Jahr 469 v. Chr. in Athen als Sohn eines Steinmetzen und einer Hebamme geboren. Seine Ausbildung war klassisch und umfasste Literatur, Musik und Gymnastik. Ausserdem beschäftigte er sich mit der Rhetorik und der Dialektik der Sophisten sowie mit den Schriften anderer griechischer Philosophen. Sokrates arbeitete zunächst wie sein Vater als Steinmetz. Später diente er als Infanterist im Peloponnesischen Krieg. Hier soll er sich in verschiedenen Schlachten durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet haben. Nach heutigen Erkenntnissen hatte er nach dem Krieg verschiedene politische Ämter inne. Sokrates verbreitete seine Lehren auf den öffentlichen Plätzen

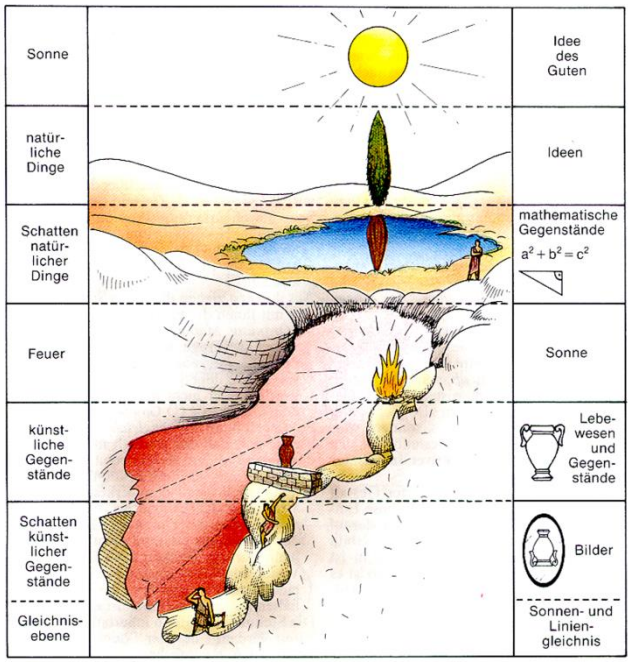
Athens und unterwies dort insbesondere junge griechische Knaben in der Philosophie. Er soll ein kleinwüchsiger und unattraktiver Mann gewesen sein, der jedoch mit grosser Selbstbeherrschung, Schlagfertigkeit und Sinn für Humor ausgestattet war. 399 v. Chr. wurde Sokrates der Gotteslästerung (Einführung neuer Götter) und der Verführung der Jugend angeklagt. Während des Prozesses soll er selbst eine Verteidigungsrede gehalten haben. Die wesentlichen Inhalte dieser Rede finden sich in Platons „Apologie". Sokrates wurde im Prozess mit knapper Mehrheit für schuldig befunden. Daraufhin schlug er dem Gericht vor, eine kleine Geldbusse zu zahlen, die dem Wert des Philosophen für den Staat entspräche. Dieser Vorschlag erzürnte das Gericht ausserordentlich und es stimmte nun fast geschlossen für die Todesstrafe. Sokrates hätte Gelegenheit gehabt, mithilfe von Freunden einen Fluchtversuch aus dem Gefängnis zu wagen. Er lehnte jedoch das Hilfsangebot ab, da er dem Gesetz gehorchen und für seine Sache sterben wollte. Er starb 399 v. Chr. durch den giftigen Schierlingsbecher.
Neu für die damalige Zeit und auch aus heutiger Sicht interessant war die Lehrmethode von Sokrates. Seine Unterweisungen auf den öffentlichen Plätzen Athens führte er in Form von Lehrdialogen durch. Er wollte seine Schüler durch seine Methode der Mäeutik (griech.: Hebammenkunst) zur Wahrheit führen. Er war der Meinung, dass jeder Mensch als ein vernunftbegabtes Wesen die Wahrheit in sich trage, dass diese jedoch verborgen liege und erst durch ein gezieltes Frage- und Antwortspiel „geboren" werden müsse. Er soll gesagt haben, er übe die Kunst seines Vaters, eines Bildhauers aus, indem er den Menschen Form zu geben versuche, und er lasse sie wie seine Mutter, eine Hebamme, Erkenntnisse gebären. Das war der Grund, warum er sich offen gegen die Sophistik wandte, nach deren Ansicht nicht die Erkenntnis im Vordergrund steht, sondern die Fähigkeit, den jeweiligen Gesprächspartner durch Überredungskünste zu blenden. Die philosophische Lehre von Sokrates beeinflusste nachhaltig die gesamte griechische Philosophie. Er beschäftigte sich vor allem mit ethischen Fragen und baute seine Lehre auf dem Gedanken auf, dass in jedem Menschen dasselbe rationale Verständnis und dieselbe Definition für Gerechtigkeit, Liebe, Tugend und Selbsterkenntnis verborgen sind. Er vertrat die Meinung, dass allein Unkenntnis, nicht jedoch absichtliche Bösartigkeit, die Ursache aller Laster sei. Unter Erkenntnis verstand er Tugend im Sinne von Tüchtigkeit. Demnach müssten diejenigen richtig – d.h. tugendhaft – handeln, die wissen, was Recht ist. Der Grundgedanke war, dass alles Tugendhafte nützlich und alles Lasterhafte schädlich sei.

Platon

Platon war ein griechischer Philosoph und einer der einflussreichsten Denker der abendländischen Philosophie. Im Zentrum von Platons Philosophie steht seine Ideen- bzw. Formenlehre. Auch seine erkenntnistheoretischen Schriften, d.h. die Schriften zur Ethik, Psychologie, Staatslehre und Kunst können nur vor dem Hintergrund dieser Ideenlehre verstanden werden.
Zur Lebensgeschichte Platons ist relativ viel bekannt. Er wurde um 428, nach manchen Quellen evtl. 427 v. Chr. in Athen als Sohn einer einflussreichen Aristokratenfamilie geboren. Es ist überliefert, dass Platon als junger Mann ein begeisterter Ringer war und sogar zweimal die Isthmischen Spiele in Korinth gewann. Er träumte davon, Dramatiker zu werden. Da jedoch seine Theaterstücke nicht erfolgreich waren, wandte er sich mit 20 Jahren standesgemäss der Politik zu. Auch hier fand er nicht die erhoffte Befriedigung, da die politische Führung Athens nicht seinen Vorstellungen entsprach. Platon schloss sich 407 v. Chr. dem Kreis um den Philosophen Sokrates an; er wurde einer seiner interessiertesten Schüler und ein bekennender Vertreter der von Sokrates gelehrten Philosophie, insbesondere seiner Ethik, sowie seiner speziellen Lehrmethoden. Nach Sokrates' Hinrichtung fürchtete Platon um seine eigene Sicherheit und verliess Athen. Er reiste zunächst in die griechische Stadt Megara und ging darauf nach Nordafrika, anschliessend nach Ägypten. Belegt sind seine Reisen nach Italien und Sizilien, das er 389 v. Chr. erreichte und wo er sich vor allem mit der Lehre des Pythagoras beschäftigte (Grundgedanke: Das gesamte Dasein unterliegt einer genauen mathematischen Ordnung.).
Mit etwa 40 Jahren kam Platon an den Hof des Dionysios in Syrakus. Platons Versuch, den unberechenbaren Tyrannen zu einem weisen und gerechten Herrscher umzuerziehen, endete damit, dass ihn Dionysios als Sklave verkaufen liess. Nur weil ein Freund ihn freikaufte, entkam Platon einem

lebenslangen Sklavenschicksal. Er kehrte nach Athen zurück und eröffnete ausserhalb der Stadt eine Schule die er, nach dem örtlichen Halbgott Akademus, „Akademia" nannte. Diese Akademie war praktisch die erste Universität Europas. Gelehrt wurde neben politischer Theorie und Philosophie auch Astronomie, Biologie, Mathematik und Gymnastik. Der Besuch der Akademie war kostenlos. Die Schüler waren sowohl Männer wie Frauen, der berühmteste unter ihnen war Aristoteles. In dieser Zeit fuhr Platon damit fort, philosophische Texte zu schreiben, womit er bereits vor seiner Heimkehr nach Athen auf seinen Reisen begonnen hatte. 367 v. Chr. ging Platon noch einmal nach Sizilien, in der Hoffnung, den nunmehr in Syrakus herrschenden Sohn von Dionysios, Dionysios II., philosophisch erziehen zu können. Der Versuch misslang abermals, Platon fand sich bald im Gefängnis wieder. Er konnte fliehen, doch er gab von nun an seine Hoffnung auf, durch die Verbindung der Philosophie mit dem praktischen politischen Leben einen idealen Staat zu verwirklichen Platon starb ca. 347 v. Chr. in Athen.
Das Zentrum der Philosophie von Platon und die Basis auch für alle seine Schriften auf dem Gebiet der Erkenntnistheorie bildet seine Ideenlehre bzw. Formenlehre. Die Ideenlehre Platons war das Ergebnis seiner lebenslangen Suche nach dem Unterschied zwischen der ewigen Wahrheit und dem, was der Mensch in der sichtbaren Welt wahrnimmt. Mithilfe seiner „Zwei-Welten-Theorie" versuchte er, zu beantworten, wie man etwas erkennen kann und warum die Dinge so sind, wie sie sind. Platon kam zu der Überzeugung, dass es für alles auf dieser Welt ein perfektes (ideales) Vorbild in der „Welt der Ideen (oder Formen)" gibt. Die „Welt der Ideen" bezeichnete er als die Heimat der ewigen Wahrheit. In ihr befindet sich das „Urbild" der Welt. Auf der Erde dagegen – der „Sinnenwelt" – erscheinen dem Menschen nur die unvollkommenen „Abbildungen" der idealen „Ideen". Jedoch besitzt der Mensch die angeborene Fähigkeit, sich an seinen einstigen Aufenthalt in der „Welt der Ideen" zu erinnern. Das ist der Grund dafür, dass ein unvollkommenes Abbild, wie es der Mensch auf der Erde wahrnimmt, beim richtigen Namen genannt wird. So wird z.B. ein Stuhl immer als Stuhl erkannt, egal, aus welchem Material, wie hoch oder niedrig er ist, ob er eine Lehne hat oder nicht, weil er als unveränderliches Ding in der Welt der Ideen oder Formen existiert. Erkannt werden kann er nur von der Vernunft. Da die Ideen vollkommen und beständig sind und da sie Modelle sind, sind sie für Platon wirklicher als die Dinge der Erscheinungswelt. D.h., die „Idee" bzw. „Form" „Stuhl" in der Heimat der ewigen Wahrheit ist wirklicher (realer) als ein für den Menschen sichtbarer Stuhl auf der Erde. Real erscheint das gewöhnliche Ding „Stuhl" der Erscheinungswelt nur aufgrund seiner Ähnlichkeit mit dem Modell in der „Welt der Ideen".
Platon weitete seine Theorie auch auf andere Gebiete, insbesondere auf das der Ethik aus. Dadurch versucht er zu erklären, warum oft viele unterschiedliche Dinge oder Ereignisse mit demselben Allgemeinbegriff bezeichnet werden. So kann ein Ding „schön" sein, weil es der „Idee des Schönen" entspricht – egal, ob es sich um eine Blume oder um einen Sonnenuntergang handelt. Eine Handlung wird als „tapfer" bezeichnet, wenn sie an der „Idee der Tapferkeit" beteiligt ist usw. Generell existiert nach Platon alles, was der Welt des Raumes und der Zeit angehört, allein aufgrund seiner Beteiligung an der allgemeinen Idee.
Weiter vertrat Platon die Ansicht, dass Behauptungen oder Aussagen über die physische oder sichtbare Welt (allgemeine Beobachtungen, Sätze der Wissenschaft) nur mehr oder weniger begründete Meinungen seien, die nicht als echte Erkenntnis bezeichnet werden könnten. Erkenntnis stützt sich nach Platon in erster Linie auf die Vernunft. Nur die Vernunft gewähre intellektuelle Einblicke, die sicher sind, weil es Einblicke in die Welt der ewigen Ideen oder Formen sind, aus denen sich die wirkliche Welt zusammensetze. Im Höhlengleichnis vergleicht Platon das irdische Dasein mit einem Leben in einer Höhle, in der die Menschen seit ihrer frühesten Kindheit festgebunden sind. Sie können sich nicht bewegen und nicht einmal den Kopf drehen, sodass ihr Gesichtskreis eingeschränkt

ist, sie also weder einander noch hinter sich sehen können, wo sich das wahre Licht befindet. Im Gesichtsfeld liegt einzig und allein eine Höhlenwand, auf der die Schatten von Modellen zu sehen sind, die an einer Lichtquelle vorbeigetragen werden. Einer der Gefangenen entflieht aus der Höhle und sieht im Sonnenlicht zum ersten Mal die wirkliche Welt. Er überbringt den anderen die Kunde, dass alles bisher Gesehene nur Schatten gewesen seien und dass sie die wirkliche Welt sehen würden, wenn sie bereit wären, sich von den Fesseln zu befreien. Platon wählte die Höhle als Symbol für die physische Welt der Erscheinungen und die sonnendurchflutete Aussenwelt als Symbol für die wirkliche Welt, die Welt der Ideen, dem wahren Gegenstand der Erkenntnis.



Auch die politischen Systeme der Erde, egal, ob Monarchie, Oligarchie, Diktatur oder Demokratie, sind Platons Ansicht nach nichts anderes als die unvollkommenen Abbildungen der idealen Gesellschaft. Die politische Theorie Platons besagt, dass in der idealen Gesellschaft Philosophen herrschen. Danach setzt sich der ideale Staat aus drei Ständen zusammen: aus Herrschern, Kriegern und Gewerbetreibenden. Der Stand der Gewerbetreibenden ist für die wirtschaftliche Struktur des Staates zuständig, der Stand der Krieger für die Sicherheit des Volkes, der Stand der Herrscher (Philosophen, weise Könige) für die politische Leitung. Diese Standeseinteilung gründet sich auf die traditionellen griechischen Tugenden: Mässigung als die einzigartige Tugend der Gewerbetreibenden, Tapferkeit als die typische Tugend des Kriegerstandes und Weisheit als charakteristisch für die Herrschenden. Die vierte Tugend ist die Gerechtigkeit; sie entspricht der Gesellschaft als Ganzem. Ein gerechter Staat zeichnet sich dadurch aus, dass jeder Stand seinen Aufgaben nachkommt, ohne dabei die Tätigkeit der anderen Stände zu beeinträchtigen. Die weitere Beschreibung des idealen Staates entspricht allerdings praktisch der eines totalitären Systems. Danach dürfen nur vom Staat Ausgewählte (die „Wertvollsten") Nachwuchs zeugen, um die „Rasse vollkommen gut zu erhalten". Dieser Nachwuchs wird in strengen Internaten aufgezogen. Der berufliche Werdegang, also der zukünftige Stand der Kinder ist abhängig von den individuellen Fähigkeiten und beruflichen Leistungen. Der Stand eines Individuums soll also durch seine Erziehung bestimmt werden, wobei das Ziel der Erziehung die Weisheit ist.

Aristoteles

Der zweite grosse Denker der Antike war Aristoteles. Er wurde 384 v. Chr. in Stageira in Nordgriechenland als Sohn des Leibarztes des Königs von Makedonien geboren. Mit 17 Jahren, trat Aristoteles in Platons Akademie in Athen ein, wo er zunächst studierte, später auch lehrte. Insgesamt verbrachte er 20 Jahre dort.

Als Platon starb, übernahm einer seiner Neffen die Leitung der Akademie, und nicht der offenbar begabtere Aristoteles. Aristoteles ging nach Kleinasien und dann wieder in seine Heimat. Von 342 v. Chr. bis 335 v. Chr. unterrichtete Aristoteles im Auftrag des makedonischen Königs Philipp II. dessen Sohn Alexander (den Grossen).

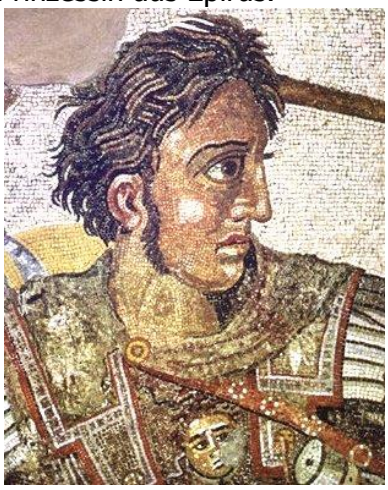
335 v. Chr. kehrte Aristoteles nach Athen zurück und gründete dort seine eigene Schule, das Lykeion. Die Gespräche zwischen Schülern und Lehrern fanden häufig bei Spaziergängen auf dem Schulgelände des Lykeion statt, deshalb wurde sie später auch Perípatos (Wandelschule) genannt. 323 v. Chr. verliess Aristoteles Athen, da nach Alexanders Tod die antimakedonische Partei die Oberhand gewann und Aristoteles der Gottlosigkeit angeklagt wurde. Er floh auf sein Landgut, wo er im folgenden Jahr starb

m Gegensatz zu Platon, der Philosophie als eine alle Bereiche menschlichen Wissens umfassende Einheitswissenschaft auffasst, geht Aristoteles von einem Konzept von Einzelwissenschaften als eigenständigen Disziplinen aus. Hierbei stützt er sich auch auf empirische (erfahrungsbestimmte) Forschung und setzt sich in der Ausarbeitung seiner Theorien mit dem gesunden Menschenverstand (Rationalismus) sowie mit den Lehren seiner Vorgänger und der Meinung der Allgemeinheit auseinander.
Gewissermassen als Universalgenie beschäftigte er sich dabei mit fast allen Wissenschaftsgebieten seiner Zeit und suchte sie in ein umfassendes System zu bringen. Seine Erkenntnisse und Werke, die ins Lateinische übersetzt wurden, galten bis ins Mittelalter hinein als unumstössliche Wahrheit. Der Gelehrte beschäftigte sich mit dem Aufbau der Erde und des Weltalls. Auf ihn gehen Begriffe wie „Physik" (griech.: Natur) oder „Botanik" (griech.: Pflanze) zurück. Grossen Einfluss auf die Entwicklung der Naturwissenschaften in seiner Zeit und in den folgenden Jahrhunderten hatten seine Auffassungen zu Raum und Zeit und zu den Bewegungen. Viele Impulse gab er jedoch auch der Entwicklung der Biologie. Er versuchte, das gesamte biologische Wissen seiner Zeit zu systematisieren und zu verallgemeinern. Dabei erkannte er u. a. die Abstammung des Menschen aus dem Tierreich. Andererseits betrachtete er die Pflanzen als „primitive Tiere", was auf die Begrenztheit der Erkenntnis in der damaligen Zeit hinweist.

Alexander der Grosse

Kindheit und Jugend

Alexander wurde 356 v. Chr. in der damaligen makedonischen Hauptstadt Pella geboren. Er war der Sohn von Philipp II., dem König von Makedonien, und Olympia, einer Prinzessin aus Epirus.



Philipp schickte den dreizehnjährigen Alexander nach Mieza, wo er 342–335 v. Chr. Erziehung und Bildung durch den griechischen Philosophen Aristoteles erfuhr. Dieser unterrichtete ihn in Rhetorik, Literatur, Geographie und Kriegswesen und brachte ihm Naturwissenschaften, Medizin und Philosophie nahe. Aristoteles hatte einen starken und nicht zu unterschätzenden Einfluss auf Alexander und prägte seine Geistesbildung und seine Verehrung der griechischen Kultur entscheidend. Von den späteren Feldzügen durch das Perserreich, auf denen viele Wissenschaftler Alexander begleiteten, sandte er Aristoteles regelmässig neue Erkenntnisse über fremde Tiere, Pflanzen, Gewässer und Länder.
Unter Alexanders Vater Philipp II., der 336 v. Chr. ermordet wurde, war aus dem unbedeutenden Makedonien ein mächtiges und wohlgeordnetes Königreich geworden – dank der Entdeckung der dortigen Goldvorkommen sowie der Kriegszüge und der Reformen Philipps. Mit den griechischen Stadtstaaten hatte Philipp sich zu einem „Korinthischen Bund" zusammengeschlossen. Nach Philipps Tod sicherte sich Alexander die Thronfolge, indem er alle Rivalen ermorden oder hinrichten liess. Er trat auch die Nachfolge als Heerführer und Leiter des Korinthischen Bundes an.

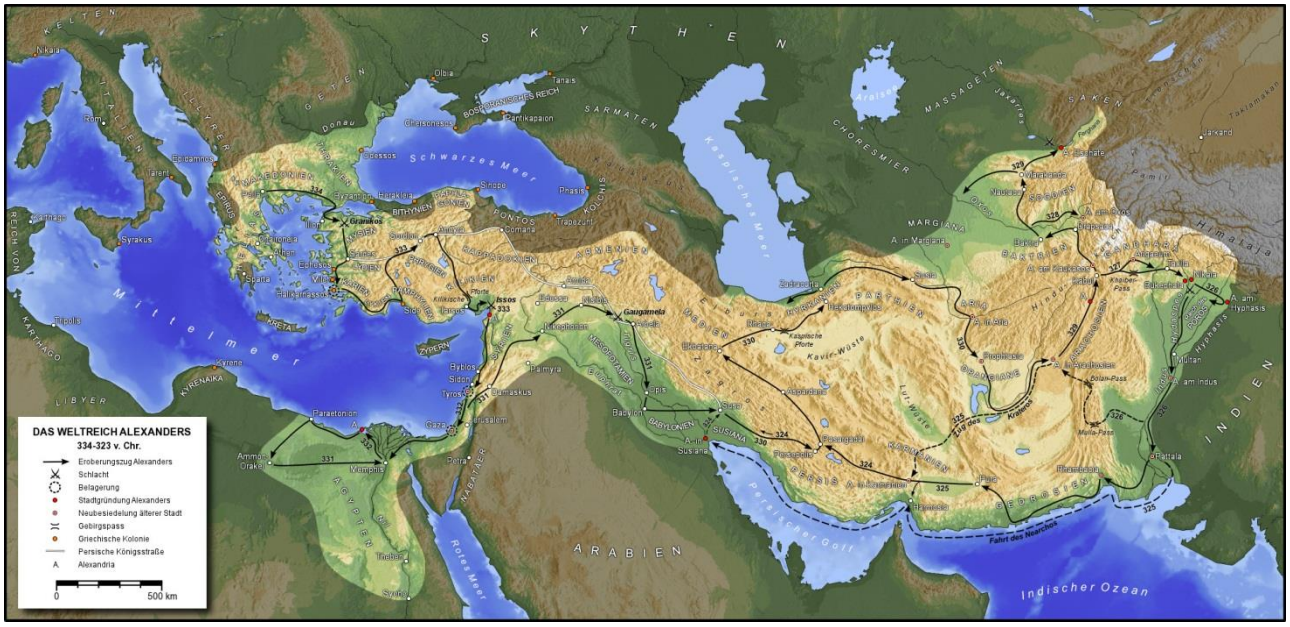
Kriegszug gegen das Perserreich

Der Korinthische Bund hatte Alexander mit dem Krieg gegen das Perserreich beauftragt. Grund und Legitimierung war die Rache für die Zerstörung Athens durch die Perser 480 v. Chr. und die Befreiung der kleinasiatischen Küstenstädte von der Herrschaft Persiens.
Mit einem Heer von 35'000 Mann zog Alexander 334 v. Chr. nach Kleinasien. Bereits die erste erfolgreiche Schlacht gegen ein persisches Heer am Fluss Granikos brachte die Befreiung der ionischen Küstenstädte griechischen Ursprungs. Alexander zog nach Gordion, der Königsresidenz Phrygiens (in der Nähe des heutigen Ankara). Dort soll sich der Gordische Knoten befunden haben, den Alexander mit seinem Schwert durchschlug. Einer Sage zufolge sollte der, dem es gelang, den komplizierten

Knoten zu lösen, Herrscher über ein Weltreich werden. Alexander zog weiter nach Süden und traf 333 v. Chr. bei Issos erstmals auf das Heer des persischen Grosskönigs Dareios III., der die Flucht dem Kampf vorzog und dadurch die Schlacht verlor. Er liess die gesamte Königsfamilie und den Hofstaat zurück, aber Alexander behandelte die Gefangenen milde. Dareios versprach Alexander die Westhälfte seines Reiches, doch dieser ging nicht auf das Friedensangebot ein.
Er zog weiter an die syrische Küste, unterwarf 332 v. Chr. nach mehrmonatiger Belagerung die Seefestung Tyros sowie Palästina. Ägypten konnte Alexander kampflos einnehmen. Er gründete 331 v. Chr. die Stadt Alexandria, die für viele Jahrhunderte zur bedeutendsten Handelsmetropole der damaligen Welt wurde. Die Priester krönten ihn zum Pharao und anerkannten ihn als Sohn des ägyptischen Sonnengottes Amun (in Griechenland mit Zeus gleichgesetzt). Mit Alexanders Nachfolge der Pharaonen und der Zeussohnschaft begründete er sein Gottkönigtum – ein Machtanspruch, der die Makedonier und Griechen verstimmte.
König Dareios hatte inzwischen ein stärkeres Heer zusammengestellt. Bei der Schlacht von Gaugamela 331 v. Chr. konnte Alexander Dareios endgültig besiegen, doch dieser entkam wieder. Alexander liess sich zum „König von Asien" ausrufen und nahm kampflos die persischen Residenzstädte Babylon, Susa und Persepolis mit ihren immensen Staatsschätzen ein. Er liess den Königspalast von Persepolis niederbrennen, als Sühne für die Zerstörung der Akropolis. Alexander nahm die Verfolgung des Dareios auf, der aber inzwischen ermordet worden war. Seinen Leichnam bestattete er mit königlichen Ehrungen.
Mit der Wiedergewinnung der Küstenstädte und der Zerstörung des Palastes in Persepolis hatte Alexander den Auftrag des „panhellenischen Rachefeldzuges" im Jahr 330 v. Chr. erfüllt. Sein Kriegszug war damit aber noch nicht beendet: Er sah vor, das persische Reich vollständig zu erobern. Zunächst setzte er die persischen Adligen als Statthalter ein und nahm erstmals persische Soldaten als Gleichberechtigte in sein Heer auf. Als er dann noch das persische Hofzeremoniell einführte und von seinen Gefolgsleuten den Fussfall sowie die Verehrung als Gottkönig forderte, kam es zu Verschwörungen und zu Aufständen der Makedonier. Alexander liess die Aufrührer hinrichten.
Er eroberte das östliche Persien und Baktrien (das heutige Ost-Iran und Afghanistan) und heiratete 327 v. Chr. die baktrische Prinzessin Roxane.

Indienfeldzug (327–325 v. Chr.)

Alexander wollte ein Weltreich schaffen, von Gibraltar bis zum östlichen Ende der Welt. Er führte seine Truppen noch weiter, über den Hindukusch bis zum Indus (im heutigen Pakistan). Wegen der Krokodile glaubte man am Nildelta zu sein. Pandschab wurde bis zum Fluss Hyphasis erobert. Am Fluss Hydaspes kam es 326 v. Chr. zu einer kräftezehrenden Schlacht gegen den indischen König Poros und seine fremdartigen Streitkräfte, die von Kriegselefanten herab mit Speeren und Pfeilen schossen. Trotz grosser Verluste in Alexanders Heer unterlag Poros.
Die Truppen waren bis hierhin etwa 18'000 km marschiert. Der weitere Vormarsch ging wegen der anhaltenden Regenfälle kaum voran, und die Soldaten zogen unter unmenschlichen Mühen weiter: Kleidung und Stiefel waren zerschlissen und ständig durchnässt, die Lebensmittel verdorben, Waffen, Pferde und Wagen unbrauchbar geworden. Das fremdartige Wetter, die Strapazen des Marsches und die endlosen, nicht zu erobernden Weiten Indiens untergruben ihre Moral, weiter zu marschieren und zu kämpfen. Die nun endgültig entmutigten Soldaten begannen zu meutern und zwangen Alexander 325 v. Chr. schliesslich zur Umkehr.
Über den Indus gelangte Alexander zum Indusdelta. Von dort brach das Heer dreigeteilt nach Persien auf: Alexanders Admiral Nearchos nahm mit einer eigens gebauten Flotte den Seeweg; Krateros kehrte mit einem Teil der Truppen durch das Landesinnere zurück; Alexander führte den dritten und grössten Heeresteil durch die Wüste Gedrosien (heutiges Belutschistan). Alexander erreichte sein Ziel ausgezehrt nach einem unbeschreiblich beschwerlichen und verlustreichen Marsch, den der Grossteil der Truppen nicht überlebte.



Massenhochzeit von Susa (324 v. Chr.)

Die Massenhochzeit von Susa verkörpert Alexanders mutmassliche Verschmelzungspolitik: Sein Ziel war es offenbar, die ethnische, kulturelle und politische Verschiedenheit der Völkerteile seines riesigen Reiches – des makedonisch-griechischen wie des persischen – zu überwinden. Durch die Verheiratung von 10'000 Makedoniern mit Perserinnen wollte er eine neue, einheitliche Führungsschicht schaffen. Alexander selbst, seit 327 v. Chr. mit Roxane verheiratet, ehelichte eine Tochter des Dareios.

Alexander ordnete das Reich neu und eröffnete damit den Griechen ein immenses Siedlungs- und Handelsgebiet: In Reichsverwaltung und Heer erhielten Perser und Makedonier Gleichberechtigung. Durch zahllose neu gegründete Städte, die Alexander mit Griechen besiedeln liess und denen er eine demokratische Verfassung nach athenischem Vorbild gab, festigte er den Zusammenhalt im Reich. Der Ausbau eines Strassennetzes und das neu geprägte Alexandergeld als eine einheitliche Währung förderten den Welthandel. Die Sprache wurde vereinheitlicht (Griechisch als Amtssprache). Teilweise wurden die Neuerungen von den Makedoniern, die manche Gleichsetzung mit den Persern als Demütigung empfanden, nur unter heftigen Widerständen aufgenommen.

Alexanders Tod in Babylon (323 v. Chr.)

Alexander vollendete in Babylon seinen Plan der Völkervereinigung und bereitete neue Eroberungszüge gegen Arabien und Karthago bis hin nach Gibraltar vor. Doch die Vorhaben konnte er nicht mehr umsetzen – Alexander starb 323 v. Chr. in Babylon, wahrscheinlich an einer Fieberinfektion.

Alexanders Weltreich zerfiel allmählich durch die Kämpfe seiner Nachfolger (der „Diadochen") um die Reichsaufteilung. Dennoch wurde die griechische Kultur weiter verbreitet und verschmolz mit der orientalischen.

Hellenismus

Kennzeichen dieser Geschichtsepoche ist die durch den Alexanderzug möglich gewordene Durchdringung vor allem des Orients durch die griechische Kultur und im Gegenzug der Einfluss orientalischer Kultur auf die Griechen. Die hellenistische Welt umfasste einen gewaltigen Raum, der von Sizilien und Unteritalien (*Magna Graecia*) über Griechenland bis nach Indien und vom Schwarzen Meer bis nach Ägypten reichte. Die Hellenisierung der orientalischen Bevölkerung sorgte dafür, dass noch bis weit ins Mittelalter hinein wenigstens die städtische Bevölkerung Syriens und Kleinasiens eine Form des Griechischen sprach, die Koiné (von *koinós* „allgemein").

Zum Mittelpunkt der griechischen Gelehrsamkeit wurde Alexandria mit seinem Museion und der dazugehörigen bekannten Bibliothek. Das im Palastbezirk der Stadt gelegene Museion lässt sich am

ehesten mit einer heutigen Universität vergleichen. Mit seinem Vortragsraum, der zu philosophischen Gesprächen einladenden Wandelhalle und dem gemeinsamen Speisesaal bildete es ein Wissenschafts- und Kulturzentrum. Unter der Leitung eines Oberpriesters wurde neben Philosophie auch Naturwissenschaften und Medizin gelehrt. Hier gelangte die geografische Mathematik zur vollen Entfaltung, ebenso entstanden bedeutende Beiträge zur Philosophie und Astronomie. Die Ärzte Alexandrias, namentlich wagten sich als erste an eine umfassende Erforschung der menschlichen Anatomie und sezierten dafür Hingerichtete. Die an das Museion angeschlossene Bibliothek umfasste bis zu 700'000 Bücherrollen.
Die kulturellen Traditionen des Hellenismus überstanden den politischen Zusammenbruch und wirkten noch Jahrhunderte in Rom und im Byzantinischen Reich fort.

WELTMACHT ROM

Archaisches Rom

Die Völker Italiens

Das alte Italien war von unterschiedlichen Völkern bewohnt: Den Etruskern, die die Toskana und die Po-Ebene beherrschten, eingewanderten indogermanischen Stämmen wie den Latinern oder Sabinern, den Griechen in ihren Kolonien im Süden und den Karthagern auf Sizilien und Sardinien. Das machtpolitisch und kulturell überlegene Volk im nördlichen Teil der italischen Halbinsel des 6. Jahrhunderts v. Chr. waren die Etrusker, an deren Existenz heute noch der Landschaftsname „Toskana" erinnert.

Die Gründung der Stadt Rom

Die Gründungssage Roms beginnt mit dem Ende des Trojanischen Krieges. Aus dem besiegten Troja floh der Königssohn Aeneas nach Italien und wurde Herrscher von Latium. Sein Nachkomme Amulius entthronte seinen älteren Bruder und damit rechtmässigen König Numitor. Obwohl er Numitors Tochter zwang, kinderlos zu bleiben, verband diese sich mit dem Kriegsgott Mars und gebar die Zwillinge Romulus und Remus. Amulius liess die Säuglinge aussetzen, sie wurden aber von einer Wölfin gesäugt und von einem Hirten grossgezogen. Als die Brüder später von dem Unrecht des Amulius erfuhren, stürzten sie ihn und setzten Numitor als Herrscher ein. Zur Belohnung durften sie eine Stadt gründen; durch Vogelflug wurde entschieden, dass Romulus ihr König werden sollte. So wurde Rom 753 v. Chr. gegründet.
Im Gegensatz zu dieser mythologischen Darstellung erzählt uns die Archäologie eine ganz andere Geschichte: Im 9. Jahrhundert v. Chr. siedelten sich auf den Hügeln unweit des Tiber Hirten und Bauern in dorfähnlichen Gemeinschaften an. Am Ende des 7. Jahrhunderts errangen die Etrusker die Vorherrschaft über Latium. Erst sie machten Rom zur Stadt, wobei der Name Rom wahrscheinlich auf das etruskische Geschlecht der Ruma zurückgeht. Die verschiedenen Siedlungen auf den Hügeln wurden nun mit einer Mauer umfasst, die sumpfigen Niederungen durch einen überdeckten Kanal, die sog. *cloaca maxima*, entwässert und zum Marktplatz und Versammlungsort der Bürger, zum Forum, ausgebaut. Mit Unterstützung des einheimischen Adels, der den Senat bildete, regierten etruskische Könige in Rom.

Von der Monarchie zur Aristokratie

Das etruskische Königtum wurde schwach, so dass es schliesslich der einheimischen römischen Aristokratie möglich wurde, den letzten der etruskischen Könige, Tarquinius Superbus, den „Hochmütigen", zu vertreiben.
Es wurde nun nicht einfach ein neuer, einheimischer König eingesetzt, sondern die Macht auf zwei jährlich aus dem Adel neu zu wählende Konsuln übertragen. Der Senat blieb als beratendes Gremium erhalten. Aus ihm wurden die Konsuln und die übrigen Beamten gewählt. Er setzte sich aus den so genannten *patres*, den Vorstehern der grossen Familienverbände, zusammen.

Römische Gesellschaftsordnung

Die altrömische Gesellschaft bestand aus zwei Ständen, den Patriziern und den Plebejern: Die Patrizier waren begüterte Grossgrundbesitzer aus den alten Familien Roms. Die Plebejer, die den Grossteil der Bevölkerung ausmachten, waren Bauern, Handwerker und Händler.
Die römischen Patrizier standen einer relativ grossen Gruppe vor, die die Römer mit dem Begriff der *familia* bezeichneten. Es ist zwar dasselbe Wort wie das deutsche *Familie*, doch hat es im alten Rom eine andere Bedeutung. Die *familia* bestand nämlich aus viel mehr Mitgliedern, als unsere modernen Ein- oder Zweikindfamilien. Es gehörten natürlich die Frau, die Söhne und die Töchter dazu, sowie auch die Familien der verheirateten Söhne und schliesslich auch die Sklaven des Haushalts. Der *pater familias* konnte mindestens in der frühen Geschichte Roms über Leben und Tod der Mitglieder der *familia* entscheiden. Wie gross seine Macht war, zeigt auch die Tatsache, dass er seine Kinder als Sklaven verkaufen durfte. Wenn ein Mitglied der *familia* ein Verbrechen beging, dann war es die Aufgabe des *pater familias*, dieses Verbrechen zu ahnden und eine Strafe auszusprechen. Der *pater familias* war auch der Priester der *familia*, er opferte den Familiengöttern. Zudem verwaltete er allein das Familienvermögen.
Der *pater familias* spielte im alten Rom noch eine zweite Rolle. Als sogenannter *patronus* war er der Schirmherr über eine mehr oder weniger grosse Zahl von sogenannten *clientes*.
Man schätzt, dass das zahlenmässige Verhältnis zwischen Mitgliedern der *familia* und Mitgliedern der *clientela* etwa 1:10 gewesen sein muss, d.h. ein *pater familias*, der einer 100-köpfigen *familia* vorstand, war der *patronus* über etwa 1000 *clientes*. Wie kann man sich das Verhältnis zwischen Patron und Klient vorstellen? Es bestand als wechselseitiges Hilfsversprechen zwischen Patriziern und ihren bedürftigen, aber nützlichen Anhängern aus der Schicht der Plebejer. Beide Seiten hatten in diesem Verhältnis, das die Römer *fides* (Treue) nannten, Pflichten. Der Patron stand seinen Klienten als Rechtsberater bei und sorgte bei Bedürftigkeit für materielle Unterstützung. Ursprünglich waren die *patroni* identisch mit den patrizischen Familienvorständen, später scharten auch reiche Plebejer Klienten um sich. Am Ende der Republik wurde die Zahl der *patroni* schliesslich immer kleiner, bis schliesslich der römische Kaiser der einzige *patronus* aller Römer wurde.

Römische Religion

Als die Römer noch als Hirten und Bauern lebten, glaubten sie, dass alles in der Natur von geisterhaften göttlichen Wesen beseelt sei. Die Römer nannten diese Wesen *numina*. Ein *numen* war weder gut noch böse und kümmerte sich auch nicht sonderlich um die Menschen. Ob ein *numen* nützte oder schadete hing davon ab, wie man ihm begegnete. Es war die Aufgabe der Religion, die *numina* so zu behandeln, dass sie den Menschen nützten. Wie das gemacht wurde, war zunächst ganz dem *pater familias* überlassen, später wurden diese Pflichten dann vom König und von einer Priesterschaft übernommen, die die einem *numen* angenehmen, oft komplizierten Riten verstanden.
Die ältesten *numina* waren Geister, die Haus und Hof einer jeden Familie bewohnten: Vesta wachte über dem Herdfeuer, die Laren über das Haus und die Grenzen der dazugehörigen Felder und die Penaten über die Vorratskammer.
Aus einer sehr frühen Zeit stammen auch die *numina* des Jupiter und Mars. Jupiter war ein uralter indogermanischer Himmelsgott, den bereits die alten italischen Völker verehrt hatten. Die Römer glaubten, er wohne in einer bestimmten Eiche auch dem Kapitolinischen Hügel. Mars war ein Geist des Wachstums und der herbstlichen Ernte. Und der Herbst war eben auch die Zeit des Krieges.

Auch in den Menschen selbst, allerdings nur in den Männern, hauste ein Geist, der Genius, der eine Art geistiger Doppelgänger seines Trägers war.
Wie man sieht, hat diese Art der Religion wenig mit der Götterwelt der Griechen zu tun. Erste Einflüsse in diese Richtung kamen von den Etruskern. Sie bewirkten, dass die ursprünglichen, sehr einfachen religiösen Vorstellungen der Römer sich verkomplizierten. Von den Etruskern übernahmen sie Prozessionen zu Ehren der Götter, den Tempelkult, die Vorstellung menschlich gestalteter Götter sowie die Verehrung von Statuen und Bildern. Aus den Geistern, wurden nun erst eigentliche Götter. Im Kontakt mit den Etruskern übernahmen die Römer nun auch erstmals fremde Götter.
Einen ganz entscheidenden Einfluss auf die altrömische Religion hatte die Begegnung mit der griechischen Götterwelt. Einerseits verschmolzen einige alte *numina* mit griechischen Gottheiten, wobei die *numina* zum Teil ihren Charakter änderten. So verwandelte sich Zeus zu Jupiter, Venus, das *numen* für die Anmut, verschmolz mit Aphrodite, die ursprünglich etruskische und nun römische Juno mit Hera usw. Einige griechische Götter wurden ohne Namensänderung übernommen, so z.B. Apollo. Andererseits blieben einige *numina*, was sie waren. Vesta blieb Vesta. Es handelte sich bei diesem numen um eines der wichtigsten in der römischen Götterwelt. Zunächst war sie, wie wir gesehen haben, das numen des Herdfeuers. Sie wurde dann zur Göttin der ewigen Flamme, die Rom symbolisierte. Priesterinnen, die sog. Vestalinnen, die aus den angesehensten römischen Familien stammen mussten, hüteten diese Flamme, die in einem runden Tempel auf dem Forum Romanum brannte. Diese Priesterinnen übernahmen ihre Aufgaben, die eine sehr hohe Ehre darstellten, bereits im Alter von 6-10 Jahren und mussten dann 30 Jahre lang Vestalinnen bleiben.
Die Römer nahmen fremde Gottheiten stets mit offenen Armen auf, so z.B. später ägyptische (Isis, Osiris) und auch orientalische (Kybele) Götter. Nur für einen Gott hatte es keinen Platz, aber das war nicht der Fehler der Römer, sondern lag am besonderen Charakter dieses Gottes - der jüdisch-christliche Gott (Jahwe).

Die Republik

Die Römische Republik *(res publica* - Staat, wörtlich: „öffentliche Sache") bezeichnet die Staatsform des römischen Staates in der Zeit zwischen dem Ende der Königsherrschaft und der Errichtung des römischen Kaisertums 27 v. Chr. durch den Machtverzicht des römischen Senats. Sie lässt sich am ehesten als eine aristokratische Staatsform mit gewissen demokratischen Elementen bezeichnen. Eine regelrechte geschriebene Verfassung existierte allerdings nicht.

Ständekämpfe

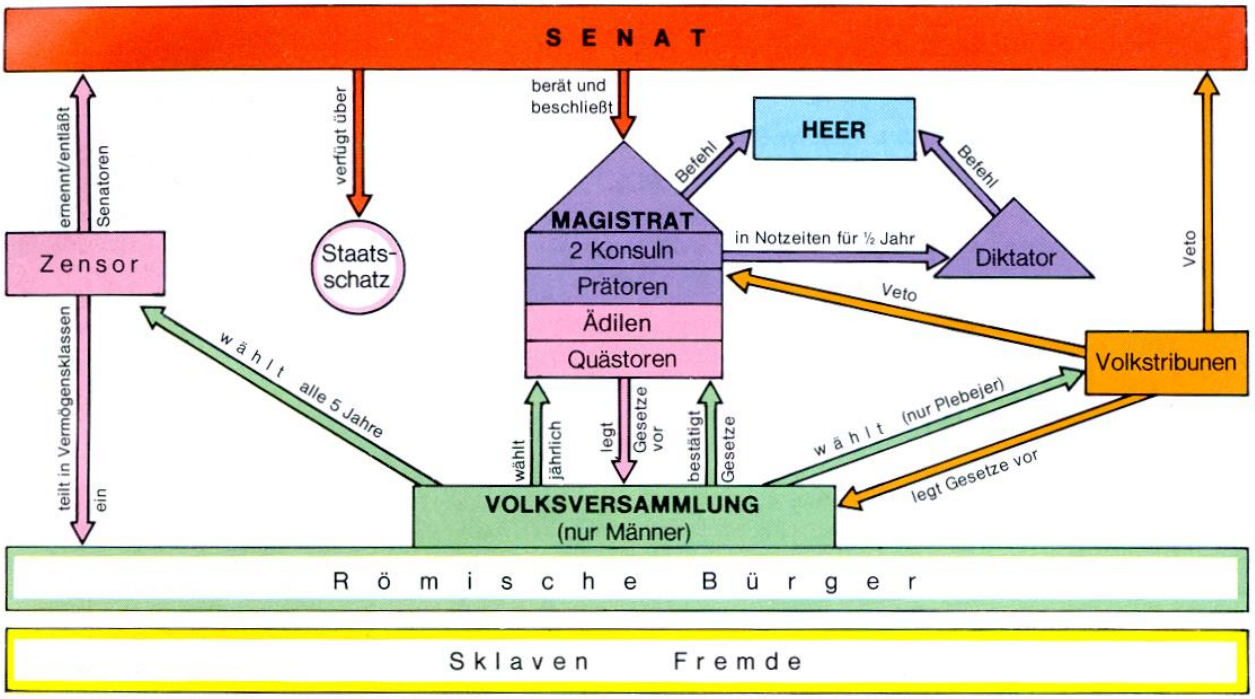
Die Ständekämpfe im alten Rom resultierten im Wesentlichen aus dem Gegensatz zwischen Patriziern und Plebejern. Die Patrizier waren Nachfahren der alten Adelsgeschlechter, worauf ihre Machtstellung beruhte, indem sie das Monopol auf die Ämterbesetzung sowie der Priesterschaft innehatten.
Ein anderes Problem, das die Plebejer bedrohte, war die Schuldknechtschaft: Wer in finanzielle Not geriet und keinen Gläubiger fand, der die Schulden für ihn trug, musste mit seinem Körper als Arbeitskraft herhalten und geriet so in die Sklaverei. Indem man die Heirat zwischen Patriziern und Plebejern verbot, wurde auch gleichzeitig ein Aufstieg der Plebejer in den Kreis der Patrizier verhindert, so dass Letztere unter sich bleiben konnten. Gegen diese Machtpolitik bildete sich Widerstand aus der Gruppe der Plebejer, die ein Mitspracherecht in der Politik forderten. Sie beschlossen, Rom zu verlassen, welchem dadurch die Mittel und die Menschen für die Kriegsführung fehlten. Zugleich organisierten sie sich ihrerseits zum Volkstribunat und übten damit ihre eigene Form der Volksversammlung aus. Die wohlhabenden Plebejer gewannen so an Selbstbewusstsein, da Rom ohne sie nicht länger auskam. Das und die Einführung einiger Gesetze, die die soziale Gerechtigkeit wiederherstellten, führten zur Bildung einer neuen, auf Wohlstand und Einfluss basierenden Schicht, der Nobilität.

Eines der wichtigsten Gesetze war die Öffnung des höchsten Amtes für die Plebejer, des Konsulats (366 v. Chr.). Das neu eingeführte Amt des Volkstribuns verfügte über das Hilfsrecht der Interzession. Er konnte somit einschreiten, wenn einem Plebejer durch den Magistrat Unrecht widerfuhr. Dank seiner *sacrosanctitas* (lat. Unantastbarkeit) durfte er während seiner Amtsausübung nicht angegriffen werden. Ausserdem konnte er Volksversammlungen der Plebejer einberufen und Gesetze erlassen.

Die Verfassung der Republik

Für das Regierungssystem der römischen Republik waren fünf Prinzipien von besonderer Bedeutung:

- alle Ämter (sog. Magistrate) durften nur für ein Jahr ausgeübt werden;
- eine direkt anschliessende zweite Amtszeit war ausgeschlossen;
- alle Ämter – mit Ausnahme der Diktatur – wurden von mindestens zwei Personen gleichzeitig besetzt (Kollegialität), die sich gegenseitig kontrollierten: Jeder Inhaber eines Amtes besass das Recht, Entscheidungen seines Kollegen zu verhindern;
- die Ämter mussten in einer bestimmten Reihenfolge ausgeübt werden (cursus);
- zwischen zwei Ämtern musste ein ämterloser Zeitraum von zwei Jahren liegen (Bienniat)



Das höchste Amt der Republik war das Konsulat. Die Konsuln waren verantwortlich für die oberste Heeresführung, Rechtsprechung, Finanzwesen sowie Leitung von Senat Volksversammlungen; sie besassen das so genannte imperium maius und hatten unbeschränkte Amtsgewalt.
Um das Konsulat zu bekleiden, musste man vorher den Cursus honorum durchlaufen haben. In aufsteigender Folge waren dies folgende Ämter:

- Quästor: Untersuchungsrichter, Verwaltung der Staatskasse und des Staatsarchivs
- Ädil: Polizeigewalt, Marktaufsicht, Festaufsicht, Tempelfürsorge, Ausrichtung von Spielen
- Prätor: Rechtsprechung, Vertretung der Konsuln

In Krisenzeiten gab es für Konsuln und Senat die Möglichkeit für ein halbes Jahr einen Diktator zu ernennen. Dieser hatte das *summum imperium*, d.h. ihm unterstanden alle Ämter, während nur die Volkstribune eine vergleichbare „sakrosankte" Stellung hatten.
Kontrolliert wurden die Amtsträger vom Senat und den Volksversammlungen, die auch für die Gesetzgebung zuständig waren. Die Mitglieder des Senats wurden nicht gewählt, sondern von den

Zensoren ernannt und behielten ihr Amt gewöhnlich auf Lebenszeit (sie konnten von einem Zensor aber auch wieder aus dem Senat ausgeschlossen werden). Ursprünglich war der Senat nur Patriziern vorbehalten, später konnten aber auch Plebejer dieses Amt ausüben.

Eroberung eines Weltreiches

Herrschaft über Italien

Als in Rom das Königtum abgeschafft und die Republik eingerichtet wurde, war der Staat noch klein. Im Verlauf der folgenden Jahrhunderte erweiterte Rom sein Herrschaftsgebiet in zahlreichen Kriegen gegen die Nachbarn und konnte bis etwa 270 v. Chr. seine Vorherrschaft über Mittel- und Unteritalien (von der Po-Ebene bis zur Südküste) sichern.

Überblick (Jahreszahlen v. Chr.)

Bei einem Blick auf die Jahreszahlen der kriegerischen Aktionen Roms fällt auf, dass das junge Imperium etwa seit der Mitte des 5. Jh. bis 272 v. Chr. fast ununterbrochen im Kriegszustand lebte. In diesem Zeitraum hatte die kleine Stadt Rom ihre Vorherrschaft auf ein Staatsgebiet von etwa 130'000 qkm ausgeweitet. Die militärischen Erfolge mussten politisch gestützt werden, um die Herrschaft auf Dauer zu sichern. Dazu hatte Rom ein abgestuftes Bundesgenossensystem mit unterschiedlichen Einzelverträgen entwickelt, das sich den politischen Erfordernissen in den einzelnen Städten und Gebieten anpassen konnte. Die römische Wehrgemeinschaft bestand nun aus:

- dem römischen Kerngebiet („Ager Romanus"), zu dem einige einverleibte Städte wie Tusculum und Aricia gehörten. Die Einwohner besassen volles römisches Bürgerrecht.
- Kolonien, das waren mit römischen Bürgern besiedelte Städte des ehemaligen Feindeslandes. Ihre Einwohner hatten teils volles, teils begrenztes römisches Bürgerrecht, d.h. ohne Wahlrecht. Die Kolonien wurden in den späteren Eroberungen zum eigentlichen Herrschaftsinstrument der Römer.
- Bundesgenossen („*socii*"), im Innern selbstständige Gebiete mit eigenem Bürgerrecht. Sie durften keine Aussenpolitik betreiben, mussten die Oberhoheit Roms anerkennen und Heeresfolge leisten. Deren Einwohner hatten keine Bürgerrechte in Rom, d. h. kein Wahlrecht, kein Recht, Ämter zu besetzen, und kein Recht, eine römische Bürgerin zu heiraten.

Die Punischen Kriege

Bei diesen Kriegen handelte es sich um den Konflikt zwischen Karthago, der alteingesessenen See- und Handelsmacht, die den westlichen Mittelmeerraum kontrollierte, und dem jungen Römischen Reich, das soeben Herr über Italien geworden war und nun weiter aggressiv expandieren wollte, und ihren Verbündeten. Die Karthager wurden von den Römern Poeni (Punier) genannt. Karthago, gelegen im heutigen Tunesien, war eine Kolonie der Phönizier.

Vor Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. war das Verhältnis zwischen Rom und Karthago kooperativ gewesen, was sich an mehreren Verträgen ablesen lässt. Als Rom aber eine Chance erkannte, einen Brückenkopf in Sizilien zu erringen, trat Karthago diesem entgegen, weil es dadurch seine eigenen Besitzungen im Westen der Insel gefährdet sah. Dieser Lokalkonflikt weitete sich im Ersten und Zweiten Punischen Krieg in einen Kampf um die Hegemonie im westlichen Mittelmeer aus. Dies erstreckte sich über einen Zeitraum von 63 Jahren und forderte beiden Staaten das Äusserste ab.

Obwohl Rom mehrmals an den Rand der Niederlage gedrängt wurde, stand es nach Abschluss eines jeden dieser Kriege als Sieger da, während Karthago merklich geschwächt daraus hervorging. Nach dem endgültigen Triumph bei der Schlacht von Zama 202 v. Chr. lag Karthago am Boden und sah sich auf den Status eines römischen Vasallenstaates herabgesetzt. Doch vor allem die römischen Konservativen „fürchteten" dennoch ein Wiedererstarken des Erbfeindes und bevorteilten massiv Karthagos nordafrikanische Rivalen. Schliesslich beseitigten die Römer den karthagischen Stadtstaat im Dritten Punischen Krieg, vernichteten die Stadt selbst und errichteten die neue Provinz Africa.

Eroberungen im Osten

Der Sieg über Karthago sicherte Roms Vormachtstellung im westlichen Mittelmeer. Neben seiner neuen Rolle als Seemacht trugen auch die eroberten Silberminen in Hispanien und die gewaltigen Reparationen, die Karthago zu leisten hatte, zu Roms neuem Reichtum bei. In die Zeit ab 200 v. Chr. fiel auch die Einmischung Roms in das Machtspiel der hellenistischen Grossreiche: Dort waren die Grossmächte nicht in der Lage gewesen, ein friedliches Zusammenleben zu erreichen. Es folgten Konflikte mit Makedonien, wobei Rom 200–197 v. Chr. in Griechenland intervenierte, um den makedonischen Einfluss zurückzudrängen.
Auch gegen das hellenistische Seleukidenreich führte Rom Krieg. Auf ein Hilfegesuch kleinasiatischer Staaten hin kam es 192–188 v. Chr. zum Krieg gegen Antiochos III., in welchem Rom siegreich blieb. Antiochos musste auf einen Grossteil seiner Besitzungen in Kleinasien verzichten. Rom wurde damit zur De-facto-Vormacht im östlichen Mittelmeerraum. Versuche Makedoniens, die alte Hegemonie wiederaufzurichten, führten zum Krieg. 168 v. Chr. wurden die Makedonen endgültig besiegt und ihr Königreich zerschlagen, 148 v. Chr. schliesslich in eine römische Provinz umgewandelt. So erging es 146 v. Chr. auch Griechenland (ab 27 v. Chr. Provinz Achaea, vorher zu Makedonien.
Pergamon wurde durch Erbvertrag 133 v. Chr. zur römischen Provinz. Gleichen Status erhielt 64/63 v. Chr. das Restreich der Seleukiden, das nicht mehr lebensfähig war und zur Provinz Syria gemacht wurde. Nur das schwächelnde Ägypten der Ptolemäer, welches zu einem römischen Protektorat wurde, behielt seine Unabhängigkeit, ehe es im Jahre 30 v. Chr. ebenfalls im Römischen Reich aufging. An der Grenze des Partherreiches kam die römische Expansion zum Stehen, hier sollte Rom in den nächsten Jahrhunderten einen ebenbürtigen Gegner gefunden haben.

In den neuen Provinzen, vor allem in den reichen hellenistischen Küstenregionen, wurden in dieser Zeit von privaten „Gesellschaften" römischer Ritter und Patrizier die Steuern erhoben. Während sie einen Fixbetrag an den Staat abführten, konnten sie Mehreinnahmen behalten. Dies führte zu oftmals unmässigen Steuern, die die Wirtschaft dieser Gebiete auslaugte und immer wieder zu Aufständen führte. Infolge der römischen Erfolge stieg auch die Menge des zur Verfügung stehenden Münzgeldes dramatisch an, ebenso wie sich die Anzahl der Sklaven immer mehr erhöhte. Gerade die Sklaverei spielte im Rahmen der römischen Wirtschaft eine wichtige Rolle, wobei die Sklaven zu ganz unterschiedlichen Tätigkeiten herangezogen wurden, aber gleichzeitig die Möglichkeit bestand, dass sie ihre Freiheit zurückerlangen konnten.

Krise und Untergang der Republik

Die Republik geriet seit der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. in eine innenpolitische Krise, die schliesslich in die Epoche der Bürgerkriege mündete und mit dem Untergang der bisherigen Staatsform enden sollte. Hintergrund war zunächst der Ruf nach Reformen, vor allem im Agrarbereich. Die Römer pflegten einen Teil des im Krieg eroberten Landes in Staatsbesitz zu überführen und bedürftigen Bürgern zur Nutzung zu überlassen. Um Aneignung grosser Agrargüter in den Händen einiger weniger zu vermeiden, war der Landbesitz offiziell beschränkt worden. Dieses Gesetz konnte jedoch nicht durchgesetzt werden. Wohlhabende Bürger legten sich riesige Landgüter zu. Dies wurde spätestens zu dem Zeitpunkt zum Problem, als praktisch alles Land innerhalb Italiens verteilt war und gleichzeitig immer mehr Sklaven infolge der siegreichen Kriege ins Land strömten. Die Kleinbauern und Handwerker aus der Schicht der Plebejer konnten mit dem durch die zahlreichen Kriege stetig anwachsenden Sklavenheer nicht konkurrieren. Gleichzeitig waren sie durch die zahlreichen Kriege ausserhalb Italiens zu langer Abwesenheit gezwungen, was den Erhalt des heimischen Hofes weiter erschwerte. Die Grossgrundbesitzer hingegen vergrösserten ihren Landbesitz durch den Kauf unprofitabler Höfe oder auch durch gewaltsame Vertreibungen. Die Verarmung breiter Bevölkerungsschichten führte zu Landflucht und erheblicher Unzufriedenheit.
Andere Gruppen von Plebejern, die im Handel zu Reichtum gekommen waren, verlangten nach mehr Rechten. Die nach den Brüdern Tiberius Sempronius Gracchus und Gaius Sempronius Gracchus

benannte Gracchische Reform sollte die Grundbesitzverhältnisse reformieren und den ärmeren Schichten der Bevölkerung zu Land und Einkommen verhelfen. Die Reform scheiterte allerdings am Widerstand der konservativen Senatskreise, der zugrundeliegende Konflikt blieb weiter bestehen: die Popularen, die Vertreter der Plebejer und Kleinbauern, und die Optimaten, die konservative Adelspartei, bekämpften sich gegenseitig, um ihre jeweilige Politik durchzusetzen. Beide Gracchen wurden ermordet, Strassenkämpfe und politische Morde standen an der Tagesordnung. Auch machten sich innere Spannungen im Bündnissystem Roms bemerkbar, so dass es 91–89 v. Chr. zum so genannten Bundesgenossenkrieg kam. Am Ende wurde das römische Bürgerrecht auch den Bundesgenossen verliehen.
Diesen Ereignissen folgte der Beginn des römischen Bürgerkriegs, in dem sich wieder Popularen und Optimaten gegenüberstanden (Marius, Cinna, Sulla). Sulla blieb siegreich und errichtete die Diktatur, um die republikanische Senatsherrschaft wieder zu festigen. Doch hatte diese Lösung keinen wirklichen Bestand, zumal Sulla bald zurücktrat und die alten Kräfte sich wieder bekämpften. Die Krise der Republik wurde durch das (erste) Triumvirat verdeutlicht: der ehrgeizige Gaius Iulius Caesar, der erfolgreiche Militär Gnaeus Pompeius Magnus (der im Osten grandiose Erfolge gefeiert hatte und unter anderem die Reste des Seleukidenreichs beseitigt hatte) und der reiche Marcus Licinius Crassus gingen ein informelles Bündnis ein, um sich in ihren jeweiligen Interessen zu unterstützen. Nach dem Tod des Crassus in einem Feldzug gegen die Parther rangen die einstigen Freunde Caesar und Pompeius um die Macht im Staat (49–46 v. Chr.), wobei sich Pompeius auf die Seite des Senats stellte. Caesar obsiegte. Nur durch seine Ermordung 44 v. Chr. wurde verhindert, dass sich die Republik in eine Diktatur verwandelte.
Nach der Ermordung Caesars gelang es den Anhängern der Republik nicht, die alte republikanische Verfassung wiederherzustellen. In dem Bürgerkrieg, der nun wieder ausbrach, setzte sich schliesslich Caesars Adoptivsohn Octavian, der spätere „Augustus", gemeinsam mit Marcus Antonius gegen die Verschwörer Brutus und Cassius in der Schlacht bei Philippi durch. Später wandten sich die beiden gegeneinander, Octavian ging aus der Schlacht bei Actium als Sieger über Marcus Antonius und die ihn unterstützende Kleopatra hervor (31 v. Chr.). Damit fiel auch das reiche Ägypten an Rom und blieb für Jahrhunderte die „Kornkammer des Reiches". Somit war der gesamte Raum um das Mittelmeer (lat. *mare nostrum*) in römischer Hand.

Die Kaiserzeit – der Prinzipat

Octavian zielte wie Caesar auf eine Alleinherrschaft. Doch anders als Caesar versuchte Octavian dieses Ziel nicht durch das Mittel einer ausserordentlichen Diktatur zu erreichen. Octavian liess vielmehr die alte republikanische Verfassung formal in Kraft und sicherte seine Position durch die Übernahme verschiedener Ämter, durch die Übertragung von Sondervollmachten und vor allem durch die Übernahme eines mehrjährigen Kommandos über wichtige Provinzen mit zahlreichen Legionen. Den alten senatorischen Adel konnte Octavian zu einer Anerkennung seiner Herrschaft bewegen, zumal die wichtigsten republikanisch gesinnten Familien bereits ausgeschaltet waren. Der Senat sah in Octavian den „Ersten Bürger des Staates" (Princeps). Die von Octavian begründete Verfassung, die sich in wesentlichen Punkten von der alten republikanischen Verfassung unterscheidet, nennt man deshalb auch Prinzipat. Octavian selbst erhielt im Jahre 27 v. Chr. vom Senat den Titel „Augustus" (der Erhabene).
Auch in der Kaiserzeit blieben viele Einrichtungen der res publica erhalten: etwa der cursus honorum, der Senat, die Provinzverwaltung und die Priestertümer (*pontifex maximus* war allerdings der Kaiser). Allerdings wurden diese Ämter von politischen Entscheidungspositionen mehr oder weniger zu reinen Verwaltungsämtern. Die Gesellschaftsordnung der Republik begann sich zu verändern, indem seit Augustus Angehörige neuer Schichten, insbesondere aus Italien und den Provinzen, in die nach wie vor herausgehobenen Stände der Senatoren und besonders der Ritter aufstiegen. Die Kaiser hatten das Recht, Ritter zu ernennen, was eine gewisse Durchlässigkeit der sozialen Schranken bewirkte. Daneben war es nun auch für Nichtbürger Roms einfacher, das Bürgerrecht zu erlangen.

Das *Imperium Romanum* beherrschte zu diesem Zeitpunkt bereits den gesamten Mittelmeerraum. Auch der Westen und Süden Germaniens gehörte zum römischen Reich; die Expansion nach Nordosten, die unter Augustus eingeleitet worden war, wurde erst durch die Varusschlacht im Jahre 9 gestoppt. Anschliessend beschränkte sich Augustus auf die Sicherung der bestehenden Grenzen, an denen fast das gesamte, etwa 300'000 Mann zählende Berufsheer stationiert wurde. Seine Massnahmen sollten denn auch erheblich dazu beitragen, den römischen Frieden (*Pax Romana*) zu festigen. In die Zeit des Augustus fallen viele wichtige Neuerungen, so wurde eine Volkszählung im gesamten Imperium durchgeführt, die die Zahl der römischen Bürger erfassen sollte. Ferner wurden auch in zahlreichen Provinzen sämtliche Einwohner erfasst, so etwa in Syrien (dies ist die in der Bibel erwähnte „Schätzung"). Strassen und Verkehrswege wurden ausgebaut, Wirtschaft und Kultur erlebten eine Blütezeit; die römische Kultur erreichte die Provinzen, deren Zahl zunahm. Trotz aller Massnahmen zur Bewahrung alter römischer Institutionen wurde schon zur Zeit des Augustus auch die Weiterentwicklung vom stadtzentrierten Staat der Stadt Rom zum Gesamtstaat weitergetrieben. Ein Zeichen dafür ist auch, dass Augustus seine Herrschaft zeitweise von Augusta Treverorum (heute Trier) ausübte und sich nicht an Rom als Herrschaftssitz gebunden fühlte.

Augustus' Adoptivsohn und Nachfolger Tiberius, der menschlich als ein schwieriger Charakter galt und sich wohl innerlich noch als Republikaner fühlte, beschränkte sich während seiner Herrschaft auf weitgehend defensive Massnahmen zur Sicherung der Grenzen. Sein Nachfolger Caligula gilt traditionell als das erste Beispiel für „Cäsarenwahn", doch sieht man diesen Kaiser, der nur gut drei Jahre herrschte, heute vielfach differenzierter. Unter Claudius wurde Britannien dem Reich hinzugefügt, später folgte noch Thrakien, das aber schon vorher ein von Rom abhängiger Klientelstaat gewesen war. Der schlechte Ruf von Claudius' Nachfolger Nero geht unter anderem auf nachträgliche, besonders christliche Beurteilung zurück, da er die ersten grossen Christenverfolgungen einleitete. Allerdings wird Nero auch in den heidnischen Quellen negativ dargestellt, ähnlich wird er auch weitgehend in der modernen Forschung beurteilt, wobei ihm unter anderem die Vernachlässigung des Militärs vorgeworfen wird. Neros Tod beendete 68 die julisch-claudische Dynastie, die sich auf zwei der bedeutendsten römischen Geschlechter zurückführen konnte. Das Ende des julisch-claudischen Hauses markiert eine Zäsur in der römischen Geschichte: Fortan sollte kaum noch ein Kaiser dem alten stadtrömischen Adel entstammen.
Nach bürgerkriegsähnlichen Wirren um die Thronfolge traten die insgesamt erfolgreich regierenden Flavier die Herrschaft an, wobei Kaiser Vespasian im Jahre 70 einen Aufstand in Judäa durch seinen Sohn Titus niederschlagen liess. Vespasian sanierte die Staatsfinanzen und sicherte die Grenze im Osten gegen die Parther ab. Als Vespasian, der auf eine insgesamt erfolgreiche Regierungszeit zurückblicken konnte, im Jahr 79 starb, folgte ihm Titus nach, dem allerdings nur eine sehr kurze Regierungszeit vergönnt war, in der es zu mehreren Katastrophen kam (Ausbruch des Vesuv sowie eine Seuchenepidemie), der Titus jedoch Herr wurde. Titus' Bruder Domitian trat 81 seine Nachfolge an. Er wird in den Quellen in düsteren Farben gezeichnet, da sein Verhältnis zum Senat gestört war, konnte aber durchaus Erfolge verbuchen und die Verwaltung effizienter gestalten. 96 brachte ihn jedoch eine Hofintrige zu Fall.
Die nachfolgende Zeit der Adoptivkaiser, die mit Nerva begann, wird allgemein als die Glanzzeit des Imperiums verstanden, sowohl kulturell als auch in Bezug auf die Machtstellung Roms. Die Kaiser nahmen meist Rücksicht auf die Befindlichkeit des Senats und hielten in der Regel an der Staatsordnung des Prinzipats fest. Seine grösste Ausdehnung erreichte das Römische Reich unter Nervas Nachfolger Trajan im Jahre 117, wobei Trajan, der als erster Kaiser nicht aus Italien, sondern aus den Provinzen stammte (aus Hispanien), als *optimus princeps* gefeiert wurde, als „bester Kaiser". Das Imperium erstreckte sich nach Trajans Dakerkriegen und den Feldzügen gegen die Parther von Schottland bis nach Nubien in Nord-Süd-Richtung und von Portugal bis nach Mesopotamien in West-Ost-Ausrichtung. Unter dem gebildeten Hadrian kam es nun zu einer inneren Konsolidierung des Reiches und zu einer zivilisatorischen, kulturellen und technischen Blüte, die die Ausbreitung des damals noch jungen, schon stark angewachsenen Christentums begünstigte. Er verlegte sich vor allem auf den Aufbau von effizienten Grenzbefestigungen (zum Beispiel der Hadrianswall in

Britannien, oder die Befestigung und Begradigung der Ostgrenze). Allerdings werfen einige moderne Historiker dem Kaiser vor, die Reichsfinanzen zu stark belastet zu haben. In der Tat lassen sich erste Vorboten einer Wirtschaftskrise erkennen, die aber noch keine dramatischen Ausmasse annahm.

Das Römische Reich in der Krise

Um die Mitte des 2. Jahrhunderts schien das Imperium auf seinem Höhepunkt angelangt zu sein, doch traten unter dem „Philosophenkaiser" Mark Aurel (161 bis 180) bereits die ersten Probleme auf. Es kam zu erbitterten Kämpfen mit verschiedenen germanischen Stämmen, während im Osten 161 die Parther angriffen; zudem schleppten die 166 siegreich aus dem Osten zurückkehrenden römischen Truppen eine Seuche in das Imperium ein. Neben der ernsthaften äusseren Bedrohung, welche die Ressourcen des Reichs bis an die Grenzen des Machbaren beanspruchte, machten sich im Inneren erste Zerfallserscheinungen bemerkbar. Nach dem Tod Mark Aurels, der gerade im Bereich der nördlichen Grenze vorläufige Erfolge verbuchen konnte, jedoch innere Reformen versäumte, kam es zu einer Reihe von weiteren Krisenereignissen, zumal sein Sohn Commodus offenbar nicht in der Lage war, dem Reich Sicherheit zu geben. Als er 192 ermordet wurde, folgte ein Bürgerkrieg.
Zu Beginn des 3. Jahrhunderts konnten die Severer die Lage stabilisieren; Septimius Severus, der sich 193 im Kampf um die Macht durchsetzte, war auch der erste aus Africa stammende Kaiser. Er konnte im Krieg gegen die Parther einige Erfolge verbuchen, im Inneren wuchs derweil die Macht der Militärs. Unter Caracalla wurde allen freien Bewohnern des Reiches das römische Bürgerrecht verliehen, was eine markante Zäsur in der Gliederung des römischen Staatswesens darstellte. Caracalla, der bei Volk und Heer beliebt war, jedoch innerhalb des Senats und auch seiner eigenen Familie Feinde hatte, fiel während seines Partherfeldzugs einem Attentat zum Opfer. Nach einer kurzen Zwischenzeit bestieg Elagabal den Thron, dessen Regierungszeit vom letztendlich gescheiterten Versuch geprägt war, die gleichnamige orientalische Gottheit zum Staatsgott zu erheben. 222 wurde der unbeliebte Elagabal ermordet und Severus Alexander versuchte vergeblich, sich im Krieg im Osten gegen die Sassaniden (siehe unten) und am Rhein gegen die Germanen zu bewähren. 235 wurde er von unzufriedenen Soldaten ermordet.
Es folgte nach dem eher unrühmlichen Ende der Severer die Reichskrise des 3. Jahrhunderts, in welcher sich die Soldatenkaiser dem Ansturm der Germanen an Rhein und Donau (besonders der Alamannen und der Goten) ausgesetzt sahen. Vor allem aber kam es an der Ostgrenze zu schweren Kämpfen mit dem *Neupersischen Reich* der Sassaniden (seit 224), welche die Partherherrschaft beseitigt hatten. Die Sassaniden sollten sich als ein gefährlicherer Gegner Roms erweisen, als es die Parther je gewesen waren: Der bedeutende Sassanidenkönig Schapur I. fiel mehrmals in Syrien ein und konnte dabei mehrere römische Heere besiegen. 260 fiel sogar Kaiser Valerian in seine Hand, welcher sein Leben in der Gefangenschaft beschloss – eine unvergleichliche Blamage für Rom. Während Rom im Osten verzweifelt bemüht war, die Provinzen Syriens und Kleinasiens zu halten, erodierte auch im Westen das Imperium. Die Statthalter in Provinzen, die das Kommando über mehrere Legionen in den Händen hielten, nutzten diese oftmals, um an die Macht zu gelangen. Dabei kam es immer wieder zu Kämpfen und sogar zur Abspaltung einzelner Provinzen, die aber wieder rückgängig gemacht werden konnten. Andere Mächte versuchten, die Schwäche Roms für Eroberungen zu nutzen. Die Krise führte zu zahlreichen Veränderungen, betraf allerdings nicht alle Gebiete des Reiches im selben Ausmass. Und es sollte schliesslich noch einmal gelingen, den drohenden Verfall des Reiches abzuwenden.
Mit Diokletian vollzog sich 284 der Übergang in die Spätantike, die von einer – im Gegensatz zur vorherigen Zeit – stärkeren Zentralisierung und Bürokratisierung sowie dem späteren Sieg des Christentums geprägt war. Diokletian reformierte die Verwaltung, die in einen zivilen und einen militärischen Sektor geteilt wurde, und schuf die so genannte Ordnung der Tetrarchie, wonach es zwei Senior-Kaiser mit jeweils einem Junior-Kaiser geben sollte. Denn für einen Kaiser alleine war das Imperium schon längst unregierbar geworden, besonders da der Druck auf die Grenzen ständig

anwuchs. Die Teilung der Provinzen sollte die Verwaltung effizienter machen. Mit Höchstpreisverordnungen versuchte Diokletian auch den wirtschaftlichen Niedergang und die Inflation einzudämmen, die in dieser Zeit grassierten. Die religiöse Zementierung der Herrschaft des Kaisers sollte eine neuerliche Ausrichtung der Reichsbewohner auf den Staat und auf den Kaiser bewirken. Besonders die Christen empfand Diokletian als illoyal dem Reich gegenüber. Die letzten (und schwersten) Christenverfolgungen fanden denn auch in seiner Regierungszeit statt.
Die Idee der Teilung des Herrschaftsraumes war nicht völlig neu, doch wurde sie nun konsequenter umgesetzt. Allerdings wurde der Gedanke der Reichseinheit nicht aufgegeben. Rom blieb der ideelle Mittelpunkt des Reiches, auch wenn die Kaiser ihre Residenzen nun in die Nähe der Grenzen, so etwa nach Trier, verlegten.
Konstantin, dessen Vater nach dem Rücktritt von Diokletian und dessen Mitkaiser das Amt des *Senior Augustus* im Westen übernommen hatte, wurde 306 von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen, und der nun ranghöchste Kaiser Galerius erkannte ihn widerwillig als Mitherrscher an. Konstantin gab sich damit nicht zufrieden. Er beseitigte nach und nach seine Rivalen: Bereits seit 312 herrschte er im Westen und etablierte 324 die Alleinherrschaft über das gesamte Imperium. Bedeutend wurde seine Regierungszeit vor allem aus zwei Gründen: Zum einen wegen der Privilegierung des Christentums und zum anderen wegen der Gründung von Konstantinopel, das als neue Hauptstadt dienen sollte. Der Blick des Reiches wandte sich mehr und mehr gegen Osten.
Konstantins Dynastie überlebte ihn nicht lange. Es folgten zunächst Bruderkämpfe, bis Constantius II. 353 die Alleinherrschaft erlangte. Nach seinem Tod kam es 361 unter seinem Nachfolger Julian Apostata, dem Neffen Konstantins, zu einer „Renaissance" des Heidentums, die aber nicht von langer Dauer war. Mit Julian erlosch 363 die konstantinische Dynastie.
Unter Valentinian I. wurde das Reich aus Verwaltungsgründen vorläufig und nach dem Tod Kaiser Theodosius' I. endgültig geteilt. Theodosius war als Kaiser im Osten eingesetzt worden. Es gelang ihm nach der Niederlage von Adrianopel, die eingedrungenen Goten durch Verträge wenigstens vorläufig zu binden. 394 wurde Theodosius schliesslich Alleinherrscher; er war der letzte Kaiser, der über das gesamte Imperium herrschen sollte. In seine Zeit fällt auch die Einführung des Christentums als Staatsreligion. Nach seinem Tod 395 kam es unter seinen Söhnen Honorius (im Westen) und Arcadius (im Osten) zur Reichsteilung, die von da an endgültig sein sollte. Dennoch blieb die Idee der Reichseinheit lebendig – so galten die Gesetze des einen Kaisers normalerweise auch im Machtbereich des jeweils anderen.

Neue Religionen

Mysterienkulte: Mithras und Isis

Als Mysterienkult wird ein Kult oder eine Religion bezeichnet, deren Lehre und Riten vor Aussenstehenden geheim gehalten wurde. Die Aufnahme in eine solche Kultgemeinschaft erfolgte durch spezielle Initiationsriten.
Die bekanntesten Mysterienkulte der antiken Welt sind die Mysterien von Eleusis, der Kult des Dionysos/Bacchus, der Mithraskult und der Isis- und Osiriskult. Einige dieser Kulte stammen offensichtlich aus dem Orient; ob sie alle orientalischen Ursprungs sind, wie manchmal behauptet wird, ist jedoch unsicher. Grosse Teile der römischen Bevölkerung waren Anhänger von Mysterienkulten. Die ursprüngliche römische Religion reichte in einer sich schnell wandelnden, unsicheren Welt nicht mehr aus. In den Mysterienkulten waren die verehrten Gottheiten nicht von Geburt an göttlich; sie hatten wie ein Mensch Schmerz und Tod erfahren und diesen dann überwunden. Dadurch waren sie dem Menschen näher als die Götter der alten Religion. Zum allgemeinen Wesen der Mysterienkulte gehören der sterbende und auferstehende Gott, der Mutterkult, die Wiedergeburt zu irgendeiner Art von Unsterblichkeit.

Der Mithraskult war zu seiner Blütezeit im ganzen Römischen Reich verbreitet. Die Mithras-Tempel werden Mithräen genannt und waren oft unterirdisch angelegt oder höhlenartig in Fels gehauen. Die

Zeremonien fanden nicht öffentlich statt. Wie die übrigen Mysterienkulte der griechisch-römischen Welt kreiste auch der Mithraismus um ein Geheimnis, das nur Eingeweihten enthüllt wurde. Bei Eintritt in den Kult wurde jedes neue Mitglied zum strengsten Stillschweigen verpflichtet. Man weiss daher nur sehr wenig Sicheres über den römischen Mithraskult und seine Mythologie. Mithras wurde - so eine Lesart - von einem Vatergott ausgeschickt, um die Welt zu retten. In der mithräischen Bildgestaltung wird Mithras als Jüngling dargestellt. Die Innenseite von Mithras' Mantel ist oft wie ein Sternenhimmel dekoriert. Das zentrale Motiv des Mithraismus ist die einer Stiertötung. Mithras hat den Stier verfolgt, überwältigt und in seine Höhle getragen. Dort tötet er ihn durch einen Dolchstoss in die Schulter. Aus dem Blut und Samen des Stieres erneuert sich alles Leben auf der Welt. Der Mithraismus erfreute sich vor allem unter den Legionären grosser Popularität, umfasste jedoch auch sonstige Staatsdiener, Kaufleute und sogar Sklaven. Dagegen waren Frauen strikt ausgeschlossen. Die Organisation des Kults bestand aus sieben Weihestufen oder Initiationsebenen, die der Gläubige bei seinem Aufstieg durchlief. Viele antike Abbildungen zeigen Mithras gleichrangig mit dem Sonnengott Helios oder als Sieger über den sich ihm unterwerfenden Helios. Mithras bekam den Beinamen *Sol invictus*, d.h. „unbesiegter Sonnengott", wohl um auszudrücken, dass er die Rolle des neuen *Kosmokrators* (Beherrschers des Kosmos) übernommen hatte, die vorher Helios besass. Als Sonnengott wurde Mithras am Sonntag angebetet. Einmal im Jahr opferten die Mithras-Anhänger symbolisch einen Stier. Die zwei grossen mithräischen Jahresfeste feierten die Geburt des Sol Invictus am 25. Dezember und den Tod und die Auferstehung Mithras zur Frühlings-Tagundnachtgleiche.

Zu den im spätantiken römischen Reich verbreiteten Mysterienkulten gehörte auch der aus Ägypten stammende Isis- und Osiriskult. Er gelangte mit den römischen Legionären bis nach Germanien und Britannien. In der ägyptischen Mythologie war Isis die Gemahlin des Osiris. Die heilige Geschichte des Isis- und Osiriskultes geht aus Pyramidentexten und dem ägyptischen Totenbuch hervor: Ursprünglich Gottkönig von Ägypten, wurde Osiris von seinem bösen Bruder Seth getötet und zerstückelt. Seine Schwester und Gattin Isis jedoch sammelte die über das ganze Land verstreuten Stücke des Leichnams ein und fügte sie wieder zusammen. Für einen Moment wieder zum Leben erwacht, zeugte Osiris, rücklings auf der „Löwenbahre" liegend mit Isis in Falkengestalt über ihm schwebend, einen Sohn, um dann für immer in die Unterwelt hinabzusteigen. Man spricht von einer „Totenhochzeit". Isis brachte den Sohn in den schilfreichen Sümpfen des Nildeltas zur Welt und nannte ihn Horus. Sobald Horus erwachsen geworden war, rächte er seinen Vater und besiegte Seth. Auf diese Weise wurde Osiris zum Herrn der Unterwelt und Horus zum Herrn der Oberwelt. Entscheidend für das Überspringen des Isis- und Osiriskultes auf dier griechisch-römische Welt war die Einverleibung Ägyptens zunächst in das hellenistische und bald danach in das römische Reich. Gerade dem Hellenismus verdankte offenbar Isis ihren Aufstieg zu einer beinah monotheistischen Gottheit. In den Metamorphosen des römischen Schriftstellers Apuleius erscheint Isis dem jungen Lucius, indem sie aus der riesigen Scheibe des Vollmondes über dem Meer hervortritt und spricht: „Sieh mich an, Lucius! Von deinen Gebeten gerufen, bin ich da, die Mutter der Natur, Herrin aller Elemente, Keimzelle der Geschlechter, - Geisterfürstin, Totengöttin, Himmelsherrin, Inbegriff der Götter und Göttinnen. Des Firmamentes Lichtkuppel, des Meeres Heilbriese, der Hölle Jammerstille gehorchen meinem Wink. Ein Wesen bin ich, doch in vielerlei Gestalten, mit wechselnden Bräuchen und unter mancherlei Namen betet mich der ganze Erdkreis an!" Bildliche Darstellungen, vor allem „Isis mit dem Horusknaben", erinnert z.T. stark an spätere Bilder der „Maria mit dem Jesusknaben". Forscher halten es für möglich, dass der Marienkult teilweise seinen Ursprung aus dem bis in christliche Zeiten populären Isis-Glauben hat.

Die Anfänge des Christentums

Um das Jahr 28 n. Chr. tauchte in Galiläa ein Wanderprediger namens Jeschua auf, über dessen Leben bis zu diesem Zeitpunkt historisch so gut wie nichts bekannt ist. Geboren wahrscheinlich im Jahr 4 oder 7 v. Chr. im kleinen Dorf Nazareth als ältester Sohn einer religiösen Familie eines Bauhandwerkers hatte er den Beruf seines Vaters erlernt, dann aber seine Familie verlassen, um seine Botschaft zu verkünden. Im Zentrum stand dabei das kommende „Reich Gottes", eine radikale

Wende im Leben der Menschen, auf die sie sich durch Busse und Umkehr vorzubereiten hätten. Jesus – so die griechische Form seines Namens – predigte Nächstenliebe, sogar Feindesliebe und absolute Gewaltlosigkeit. In der Bergpredigt sind die zentralen Punkte seiner Lehre festgehalten. In den Beispielen dieser Rede spiegelt sich eine Gesellschaft, die von Hunger, Ausbeutung und Gewalt bedroht ist. Für Jesus stellt die Konfrontation zwischen Menschen, die Gewalt und Gegengewalt hervorruft, das Hindernis für das Reich Gottes auf der Erde dar: Nur die Unterbrechung der Gewaltspirale, der Verzicht auf Gegengewalt kann diese Herrschaft des „Bösen" beenden und das Reich Gottes herbeirufen. Auch Missbilligung und Verurteilung anderer bringe die gleichen Konsequenzen mit sich wie die Ausübung von Gewalt.
Von Beginn seines Auftretens an gewann Jesus Nachfolger, Männer und auch Frauen, die wie er Beruf, Familie und Besitz verliessen und mittel- und waffenlos umherzogen. Viele von ihnen gehörten zum einfachen Volk, das verarmt und vielfach vom Hunger bedroht war. Sie wurden ausgesandt, um Gottes Reich zu verkünden, Kranke zu heilen, Dämonen auszutreiben und Gottes Segen weiterzugeben.
Jesus trat in einem von starken religiös-politischen Spannungen beherrschten Land auf. Weder Juden noch Römer unterschieden damals Religion und Politik: auch Jesus nicht, der aber wohl weder „Jenseitsschwärmer" noch „politischer Rebell" gewesen ist. Dass Jesu Auftreten politische Wirkungen hatte, steht angesichts seiner Kreuzigung beim höchsten jüdischen Fest fest. Ob er aber eine Konfrontation mit den jüdischen und römischen Machthabern anstrebte, zeigen die Quellen nicht eindeutig. Allenfalls könnte sich eine solche Konfrontation aus seinem messianischen Anspruch ergeben haben.
Zum Pessachfest des Jahres 30 n. Chr. ging Jesus mit seinen Jüngern nach Jerusalem. Nach allen Evangelien vertrieb Jesus kurz nach seiner Ankunft einige Opfertierhändler und Geldwechsler aus dem Tempelvorhof für die „Heiden". Dort wurden verschiedenste Münzen in Münzen der in Judäa landläufigen Tyrosprägung gewechselt. Nur dafür konnte man erschwingliche Opfertiere wie Sperlinge oder Tauben kaufen, die dann nur im Tempel dargebracht werden durften. Jesu Angriff wurde früher oft als Absage an den Tempelkult überhaupt gedeutet; heute wird jedoch eher angenommen, dass Jesu Auftreten im Heidenvorhof eine prophetische Symbolhandlung darstellte, die den Tempelkult „reinigen" sollte, um auch Nichtjuden ungehinderten Zugang zum jüdischen Gotteshaus zu eröffnen. Gleichwohl wird Jesu Symbolhandlung zusammen mit seiner öffentlichen Ankündigung der Tempelzerstörung meist als Angriff auf die vom Tempelkult abhängige Priesterschicht aufgefasst, die diese zum Eingreifen genötigt habe. Die Tempelaktion könnte auch eine Rolle für ihre Anklage gegen Jesus gespielt haben. Von wem Jesu Festnahme ausging, ist umstritten. Der damalige Hohepriester Kaiphas könnte sie aufgrund der Tempelaktion vom Vortag veranlasst haben: Als Vorsitzender des Sanhedrins, der wichtigsten jüdischen Institution, war er für kultische Vergehen und Verbrechen im Sinne der Tora zuständig. Für diese konnte er ein Strafverfahren einleiten und gegebenenfalls die gesetzlich vorgeschriebene Todesstrafe verhängen. Er verfügte über eine jüdische Wache für den Tempelbezirk, während römische Soldaten das übrige Stadtgebiet kontrollierten. Unabhängig von der Frage, wer die Initiative im Vorgehen gegen Jesus ergriff, nehmen Historiker dabei gemeinsame Interessen der Römer und jüdischen Eliten an. Der „Tempelkonflikt" habe die Machtposition der jüdischen Eliten unmittelbar bedroht, unvorhersehbare Konsequenzen für die Autonomie der jüdischen Gemeinschaft gehabt und somit andauernde politische Instabilität verursachen können. Es folgte der Prozess vor dem jüdischen Hohen Rat, die Auslieferung Jesu an den römischen Statthalter Pontius Pilatus, der ihn zum Tod am Kreuz verurteilte. Es ist wahrscheinlich, dass mit der Hinrichtung des vermeintlichen „Königs der Juden" Pilatus gegen alle rebellischen Juden ein Exempel statuieren wollte.
Jesus selber sah sich immer im Judentum eingebettet und wollte sicher keine neue Religion gründen. Erst der Glaube seiner Anhänger, er sei von den Toten auferstanden, wird zum Ausgangspunkt und zentralen Inhalt des urchristlichen Glaubens im Neuen Testament. Die Erzählungen in den Evangelien über die Auferstehung variieren in Einzelheiten, stimmen aber in den Hauptaussagen überein: Jesus wurde nach seinem Tod am Kreuz noch am Freitag vor dem Sabbat im Felsengrab des Josef von Arimathäa bestattet, das Grab wurde mit einem Stein verschlossen. Einige Frauen - unter ihnen

Maria Magdalena - wollten am frühen Sonntag die Einbalsamierung vornehmen, fanden aber den Stein vom Grab weggerollt und das Grab leer, ebenso die Jünger, die sich davon überzeugen wollten. In den folgenden vierzig Tagen erlebten die Jünger unter verschiedenen Umständen Erscheinungen von Jesus, die sie als körperliche Erscheinungen erlebten (Jesus ass, liess sich berühren, usw.) und die sie, in Verbindung mit dem leeren Grab, überzeugt verkünden liessen, Jesus sei vom Tod auferstanden. Von der Realität dieses Geschehens waren alle Urchristen überzeugt und stellten es deshalb in ihrem Glaubensbekenntnis, ihrer Verkündigung und Mission in den Vordergrund. Sie verkündeten es als entscheidende welthistorische Wende vom ewigen Tod zum ewigen Leben, in der das Heil und die Zukunft aller Sterblichen und des Kosmos eingeschlossen seien. Jesu Auferstehung ist nicht erst für vom naturwissenschaftlichen Denken geprägte Menschen, sondern war auch für die damaligen jüdischen Zeugen des Todes Jesu zunächst vollkommen unvorhersehbar und unglaublich. Der eigentliche Vorgang wird im Neuen Testament nirgends direkt beschrieben, sondern als von niemandem beobachtete und ohne jedes menschliche Zutun vollbrachte reine Wundertat Gottes vorausgesetzt. Diese Tat feiert das Christentum jedes Jahr zu Ostern, dem wichtigsten christlichen Fest, neu.
Die Aufgabe der Jünger und Apostel war es nun, nicht nur die Lehren des Wanderpredigers aus Nazaret, sondern auch die „frohe Botschaft" (Evangelium) von seiner Auferstehung zu verkünden. Die erste Gemeinde, die sich diesem Auftrag zur Mission verpflichtet sah, war jene in Jerusalem. Hier bildeten die so genannten „Säulen" Petrus, Jakobus und Johannes das Zentrum der jüdischen Bewegung. Ihr erster Sprecher wurde Petrus, der später vermutlich von Jakobus abgelöst wurde. Petrus könnte dann über Syrien nach Kleinasien gelangt sein, wo in Antiochia eine weitere grosse Gemeinde entstanden war, und schliesslich nach Rom, wo vermutlich schon in den 40er Jahren eine Christengemeinde entstanden war, an die auch Paulus seinen Römerbrief adressierte. Der Missionsauftrag wurde zunächst unter den Juden ausgeführt und später auf die Heiden ausgeweitet.
Sowohl in der Jerusalemer Urgemeinde als auch den hinzukommenden Gemeinden und Zirkeln war die Erwartung der Wiederkunft Jesu bestimmend, den seine Anhänger jetzt im jüdischen Sinne als Messias sahen. Auch bestanden alle frühen Gemeinden aus Judenchristen und sahen sich als Teil des Judentums, wie die Übernahme des mosaischen Gesetzes und der Tempeldienst der Jerusalemer veranschaulichen. Daneben gab es aber auch griechisch sprechende Judenchristen, die sogenannten Hellenisten, die sich kritisch zum Tempel äusserten, und wohl nicht zuletzt deshalb von den jüdischen Machthabern verfolgt wurden.
Gegen den anfänglichen Widerstand konservativer judenchristlicher Kreise in der Jerusalemer Urgemeinde wurde im Verlauf eines Apostelkonzils vereinbart, dass die von der antiochenischen Gemeinde ausgehende prinzipiell torafreie Heidenmission als Konsens des Urchristentums akzeptiert wird. Mit diesem Ereignis ist im Rückblick die Entstehung einer neuen Weltreligion eingeleitet worden. Mit dem Tod des Jakobus (62) verlor die judenchristlich geprägte Jerusalemer Urgemeinde ihre Führungsrolle im Urchristentum. Beginnend mit der Bekehrung von Diaspora-Juden, gewannen überwiegend heidenchristliche Gemeinden ausserhalb Palästinas wie Antiochia rasch an Zahl und Bedeutung. Sie verbreiteten die neue Lehre ihrerseits im gesamten Mittelmeerraum. Paulus und seine Helfer prägten die Theologie dieser neuen Gemeinden. Um das Christentum einer breiten Bevölkerung näher zu bringen verband Paulus die Lehre Jesu mit Begriffen aus der griechischen Philosophie. Er gab Jesus auch die griechische Bezeichnung „christos" (Gesalbter). Grundlegende Argumentationsbasis für die Theologie des Paulus ist die These, dass Christus für uns gestorben ist. Wer daran glaubt, gehört zur Gruppe der Erlösten. Deshalb lehnt Paulus auch die Übernahme der jüdischen Gesetze (Beschneidung u. a.) ab. Denn nicht durch Einhaltung von Gesetzen, sondern durch den Glauben an die Rettungstat Christi wird der Mensch erlöst. Dies bedeutet natürlich nicht, dass Paulus alle Gesetze frei gibt. Es existiert für ihn ein „Gesetz Christi", das jeder Gläubige erfüllt. Jedoch löst Paulus das Alte Testament von der Bindung an die äussere Befolgung des Kultgesetzes und seiner Rechtsvorschriften und öffnet es auf die ganze Welt hin. Entscheidend für das Verständnis der paulinischen Theologie ist die unbedingte Naherwartung der Endzeit. Gott wird diejenigen erretten, die sich dem Glauben an die Heilstat Christi zuwenden. Damit ist religionsgeschichtlich eine wichtige Wandlung erfolgt: Als Jude war Paulus der Überzeugung, dass derjenige errettet wird, der das

jüdische Gesetz vollständig beachtet. Seit seiner Berufung zum Heidenapostel setzt Paulus einen vollständig anderen Akzent: Nicht mehr die Befolgung der Gesetze errettet, sondern der Glaube. Man muss also nicht mehr Jude sein, um errettet zu werden. Daraus folgt für Paulus ein dringender Auftrag: *Alle*, auch die Heiden, müssen darüber informiert werden. Es geht Paulus darum, dass alle Menschen die Botschaft hören, dass sie der Glaube an Christus errettet.
Das Christentum entstand also in der Auslegung der Apostel und vor allem des Paulus in seinen Briefen an verschiedene Gemeinden. Inwieweit Paulus durch seine von griechischem philosophischem Denken beeinflusste Auslegung die ursprüngliche Botschaft Jesu verändert hat, ist bis heute umstritten.
Mehrere Missionsreisen führten Paulus durch Kleinasien und Griechenland. Als er sich 58 n. Chr. in Jerusalem aufhielt, kam es zu grossen Unruhen, weil er angeblich Nichtjuden den Zutritt zum Tempel ermöglicht hatte. Um die Unruhen zu beenden und auch um Paulus vor der aufgebrachten Menge zu schützen, wurde er von der römischen Behörde verhaftet. Obwohl keine beweisbaren Vorwürfe gegen ihn vorlagen, zog sich die Untersuchung seines Falles über mehrere Jahre hin. Da Paulus das römische Bürgerrecht besass, konnte er verlangen, dass sein Fall in Rom verhandelt wurde. So kam er in der Regierungszeit Neros (54-68) in die Hauptstadt des Reiches, wo bereits eine kleine Christengemeinde existierte. Über Paulus' Ende ist nichts bekannt. Möglicherweise kam er während der Christenverfolgungen unter Nero ums Leben.

Im Verlauf des ersten Jahrhunderts breitete sich das Christentum von Antiochia nach Syrien und Edessa, von Ephesos nach Kleinasien und Gallien, von Alexandria nach dem Süden und Südosten des Reiches aus. Rom missionierte langsam Italien und Afrika und von da aus Spanien. Die neugegründeten Gemeinden waren zunächst weitgehend unabhängig voneinander, und man kann sich leicht vorstellen, dass die Ansichten in diesen Gemeinden, was das Christentum sei, zum Teil voneinander abwichen. Die Gemeinden wurden meist von einem Bischof (gr. Episkopos = Aufseher) geleitet, dem Diakone (Helfer) und Presbyter (Älteste) zur Seite standen. Erst im 2. Jahrhundert kamen die Bischöfe aus den Gemeinden einer oder mehrerer Provinzen zu Synoden oder Konzilien zusammen, um Glaubensfragen zu beraten. Grosses Gewicht hatte dabei das Wort der „Patriarchen". Das waren die Erzbischöfe von Rom, Alexandria, Antiochia, Jerusalem und später Konstantinopel. So bildete sich seit dem 2. Jahrhundert aus den christlichen Gemeinden eine gut organisierte Kirche (gr. Ekklesia = Volksversammlung). Keine andere Religion im Römischen Reich hatte etwas Vergleichbares aufzuweisen.

Christentum und römischer Staat

Der römische Staat zeigte sich im Allgemeinen äusserst tolerant gegenüber jeglichen Religionen: Jedermann durfte glauben, was er wollte, unter einer Bedingung: Jeder Einwohner des Imperiums musste dem als göttlich empfundenen Genius des Kaisers Wein und Weihrauch opfern. Das war keine Glaubensfrage, sondern man zeigte damit, dass man sich dem Kaiser unterordnete.
Jesus sagte zwar: „Gib dem Kaiser was des Kaisers ist" und sah damit keinen Widerspruch zwischen seiner Lehre und staatsbürgerlichen Pflichten, doch war es für gläubige Christen unmöglich, den Kaiser als Gott zu betrachten. Sie verweigerten das Opfer für den Herrscher und stellten damit die römische Staatsreligion in Frage. Dies und die Tatsache, dass die Christen nicht ins Theater und in den Zirkus gingen, den Militärdienst und die Übernahme öffentlicher Ämter verweigerten, machte sie in den Augen der nichtchristlichen Bevölkerung des Imperiums zu Angehörigen einer verdächtigen Minderheit.
Die Ausschreitungen gegen die Christen im Zusammenhang mit dem Brand von Rom unter Nero 64 n. Chr. bleiben für lange Jahre ein Einzelereignis. Erst in der Krisenzeit des 3. Jahrhunderts kommt es zu einer Reihe von allgemeinen Christenverfolgungen:

- 249-251 erste allgemeine Christenverfolgung unter Decius (altrömische Restauration)
- 257-258 Verfolgung unter Valerian
- 303-311 Diokletianische Verfolgung

Mit dem zunehmenden Anspruch der römischen Kaiser auf göttliche Verehrung wurde das Problem, wie sich der Christ zum römischen Staat stellen sollte, akut. Vor allem in Krisenzeiten konnte der römische Staat es sich nicht leisten, eine Gruppe zu tolerieren, die die Grundfesten des Staates anzweifelten. Mit Ausnahme der grossen Verfolgungswellen fahndete der römische Staat nicht von sich aus systematisch nach Christen, stellte jedoch Leute, die als Christen angezeigt wurden, vor die Wahl, dem Kaiser Opfer zu bringen, d.h. dem Christentum abzuschwören, oder hingerichtet zu werden. Anonyme Anzeigen wurden allerdings nicht berücksichtigt. Daraus resultierte für die Christen eine permanente Rechtsunsicherheit, die sie vom Wohlwollen nichtchristlicher Nachbarn abhängig machte. Das römische Reich wusste nicht so recht, wie es mit den Christen umgehen sollte; es entwickelte keine logische Verfahrensweise: nicht das Christsein, nur das Christbleiben wurde bestraft.
Die schlimmste Christenverfolgung unter Diokletian endete damit, dass sein Nachfolger das Toleranzedikt von Nikomedia herausgab, das die Christenverfolgungen im römischen Reich beendete. Zwei Jahre später erweiterten Kaiser Konstantin I. dieses Edikt im Toleranzedikt von Mailand, das allen im römischen Reich freie Religionsausübung zusicherte.
Nach der konstantinischen Wende nahm die Zahl der Christen, die vor der diokletianischen Verfolgung etwa 10% der römischen Einwohner umfasst hatten (im Osten wohl mehr, im Westen eher weniger), stark zu – allerdings gab es in dieser Zeit auch Bekehrungen aus politischen Gründen, insbesondere in der Umgebung des Kaiserhofs, wo Christen von Konstantin und seinen Nachfolgern stark bevorzugt wurden. Kaiser Theodosius I. erklärte schliesslich durch verschiedene Gesetze in den Jahren 380 bzw. 390/391 das Christentum faktisch zur Staatsreligion.
Während es in den Jahren der Verfolgung im Wesentlichen lokale Kirchen mit mehr oder weniger gleichberechtigten lokalen Bischöfen gab, entwickelt sich jetzt eine Hierarchie von Bischöfen. Schon früh hatten die Bischöfe von bedeutenderen Kirchen eine gewisse Autorität gegenüber ihren Kollegen, aber im vierten Jahrhundert hatten dann die Bischöfe von Provinzhauptstädten, im ersten Konzil von Nicäa als Metropoliten bezeichnet, eine klare Führungsrolle, wobei die Bischöfe von Alexandria, Antiochia, und Rom besonders erwähnt werden. Der Bischof von Mailand, Ambrosius, und der Bischof von Hippo Regius, Augustinus, gaben der christlichen Lehre eine theologische Begründung, definierten das Verhältnis zwischen Kirche, Staat und Welt und bestimmten mit ihren Ideen das europäische Geistesleben der kommenden Jahrhunderte. Hieronymus schuf um das Jahr 400 eine lateinische Bibelausgabe, die sogenannte Vulgata.
Während schon im zweiten und dritten Jahrhundert in lokalen Synoden über Lehrfragen entschieden worden war, gab es im vierten Jahrhundert erstmals ökumenische Konzilien – das erste Konzil von Nicäa 325 (Dreifaltikeitslehre) und das erste Konzil von Konstantinopel 381 – denen nach damaliger Sicht die höchste Autorität in Fragen der Lehre und Kirchenorganisation zukam.

VERWANDLUNG DER MITTELMEERWELT

Völkerwanderung in Europa

Der Begriff „Völkerwanderung"

Unter „Völkerwanderung" bzw. „germanischer Völkerwanderung" im engeren Sinn versteht man die Wanderung germanischer Stämme von ihren Ursprungsgebieten nach Süd-, West- und Mitteleuropa hauptsächlich in der Zeit vom 4. bis 6. Jh. n. Chr. Zugleich drängten slawische Stämme in die frei gewordenen Gebiete in Mittel- und Osteuropa nach (die Endungen vieler heutiger Ortsnamen auf -itz bzw. -au sind Zeugnisse der slawischen Ansiedlungen). Die Wanderbewegungen hatten eine tief greifende Bevölkerungsverschiebung in ganz Europa zur Folge und bewirkten, dass sich verschiedene eigenständige Reiche germanischer Stämme auf römischem Boden bildeten. Das Römische Reich in seiner bisherigen Form zerfiel allmählich und wurde 395 geteilt in eine westliche und eine östliche Hälfte. Das Weströmische Reich zerbrach 476, während das Oströmische Reich (auch Byzantinisches Reich oder nur Byzanz genannt, da der oströmische Kaiser in Byzanz residierte) bis 1453 bestand.

Die Germanen

Bei den Engländern werden die Deutschen „Germans", Germanen, genannt, bei den Franzosen „Allemands", Alemannen. Von den Goten kennen wir noch die gotische Schrift. Ob Alemannen, Sweben, Franken, Sachsen, Thüringer oder Goten, ob Vandalen, Alanen, Burgunder und Langobarden oder Angeln, Sachsen und Jüten, bei all diesen Stämmen handelt es sich um frühere germanische Stämme. „Germanen" ist ein Sammelbegriff für verschiedene Völkergruppen in Nord-, Ost- und Mitteleuropa in den Jahrhunderten um die Zeitenwende; die Gruppen selbst kannten keine Bezeichnung für ihre Gesamtheit.

Die Germanen wohnten in verhältnismässig kleinen Siedlungen, deren Grösse bei etwa zweihundert Menschen lag. Die Siedlungen entwickelten sich selten planmässig: Dort, wo bereits ein Germane siedelte, kamen bald weitere hinzu. Ein Erbe dieser Siedlungsweise sind bis heute die so genannten Haufendörfer in Ländern des germanischen Kulturkreises. Häufig wurden die Dörfer von einer Art Zaun, selten durch eine richtige Palisade umgeben.

Aus Ausgrabungen ist bekannt, dass die Germanen in Holzhäusern in Skelettbauweise wohnten. Die verbreitetste Art war das dreischiffige Langhaus, 6–8 m breit und oft mehr als doppelt so lang, in Einzelfällen über 60 m. Unter seinem Dach beherbergte es sowohl die Familie als auch alle Halbfreien und Sklaven sowie die Tiere, die lediglich durch eine Wand getrennt waren. Dies hatte vor allem den Vorteil, dass die Tiere dazu beitrugen, das Haus in den kalten Wintermonaten mitzuheizen. Der Wohnraum besass keine weiteren Trennwände, in seiner Mitte befand sich eine Feuerstelle. Der Rauch konnte über eine Öffnung im Dach abziehen. Fenster besassen die germanischen Häuser wohl nicht.

Das Volk war in die Stände Freie, Halbfreie (Knechte) und Rechtlose (Kriegsgefangene, Sklaven) gegliedert. Zu bestimmten Zeitpunkten fanden die Versammlungen der freien Männer (Volksthing) statt, bei denen wichtige Entscheidungen besprochen und getroffen wurden, so z.B. die Wahl des Königs. König und Fürsten hatten beim Volksthing nur das Vorschlagsrecht. Die Gesellschaft war patriarchalisch organisiert und die Hausgemeinschaft hatte eine besondere Stellung in ihr. Die Macht des Königs reichte nur bis zum Hausherrn, aber alle im Haus lebenden unterstanden diesem, wobei die Aufsicht der Sippe einen Schutz vor Willkür bot.

Im Laufe der Zeit bildete sich bei den germanischen Stämmen eine aristokratische Führungsschicht heraus – erkennbar auch an den sich verbreitenden Erdbestattungen mit Grabbeilagen – und die Kultgemeinschaften der früheren Kaiserzeit wurden durch Gefolgschaftsverbände abgelöst, die mehrere Stämme umfassen konnten. Der Aristokratie entstammten die Heerkönige, deren Herrschaft oft

auf die einzelne Person beschränkt blieb. Es handelte sich um die faktische Stellung durch Leistung und selbsterrungener Macht. Es gab im Osten auch geteiltes Königtum, entweder bei mehreren Stämmen im Gesamtverband, oder neben dem politischen ein religiöses Königtum. Ein monarchisches Königtum bildete sich erst im frühen Mittelalter mit der Entstehung germanischer Königreiche heraus.
Die Germanen waren hauptsächlich Bauern und gingen, im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Vorstellung, nur selten zur Jagd. Sie waren vor allem Selbstversorger. Aber neben der Landwirtschaft gab es auch Handwerker wie Schmiede, Töpfer und Tischler. Geld kannten die Germanen nicht, ihr Handel beschränkte sich auf reine Naturalienwirtschaft. Hauptwertgegenstand war wie ursprünglich bei den Römern das Vieh.
Die ländlichen Siedlungen waren ebenso der Raum handwerklicher Tätigkeiten. Die Verarbeitung von Leder oblag den Männern, während Textilien (Spinnen und Weben) von Frauen produziert wurden. Spezialisierte Personen – die immer auch noch Bauern waren – waren als Zimmerer, Tischler, Drechsler oder Schnitzer tätig. Ebenso wurde Eisen, Buntmetall, Bein sowie Ton verarbeitet. Überörtliche Manufakturen bzw. Handwerksbetriebe waren selten. Es gibt keine Hinweise auf ein ausgebautes Strassennetz, Warenverkehr auf Rädern oder mit Schiffen. Jedoch sind römische Luxusgüter überall auf germanischem Gebiet zu finden. Umgekehrt wurden vermutlich Bernstein, Pelze und von Römerinnen sehr geschätztes blondes Frauenhaar exportiert. Römisches Geld war in Besitz von vielen, diente jedoch nicht dem Geldverkehr. Die Produktivität war wesentlich geringer als bei den Römern. Es gab Hungersnöte und viele Germanen litten an Unterernährung, was zu einer deutlich verringerten Lebenserwartung führte.
Der Zusammenhalt der germanischen Stämme wurde vor allem durch gemeinsamen Götterkult und Opferhandlungen begründet. Teilweise kamen auch verschiedene Stämme zu gemeinsamen Riten zusammen und bekräftigten so ihr Bündnis. Allgemein waren die religiösen Handlungen der germanischen Kulturen jedoch sehr vielfältig. Unter den Göttern sind Odin (Wodan), Thor (Donar) und Freyja die bekanntesten Namen, die sich auch in unseren heutigen Wochentagsnamen widerspiegeln. Tempelbauten wie bei den Römern sind nicht bekannt. Die Götter wurden auf Waldlichtungen, in heiligen Hainen und an heiligen Gewässern bzw. Mooren verehrt – teilweise mit Menschen- und Tieropfern. Auch Waffen und andere militärischen Ausrüstung (vermutlich von besiegten Feinden) wurden an Seen geopfert. Entsprechend den weiblichen Gottheiten gab es Priesterinnen und Seherinnen.

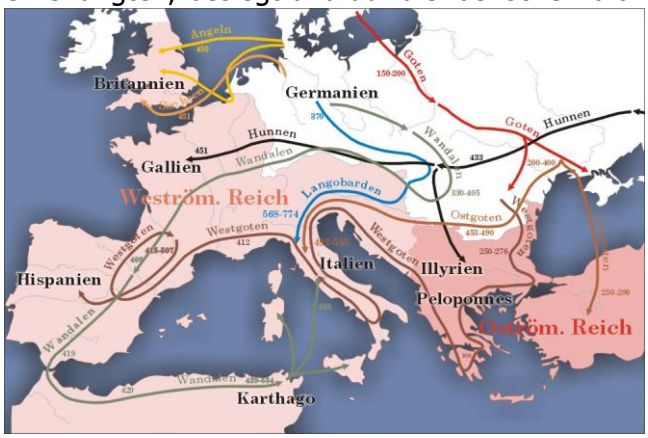
Ursachen der Völkerwanderung

Die 200 Jahre andauernde Völkerwanderung hatte verschiedene Ursachen. Zum einen brachte das Bevölkerungswachstum der Germanen eine Landnot mit sich, zum anderen verschlechterten sich die klimatischen Bedingungen allmählich so stark, dass die Erträge des Ackerbaus nicht mehr als Ernährungsgrundlage ausreichten. Immer wieder war es bereits im 2. und 3. Jh. dazu gekommen, dass germanische Stämme die Grenzen des Römischen Reichs überschritten (z. B. Kimbern, Teutonen, Sueben, Markomannen, Alemannen oder Franken). Das Vordringen der einzelnen Stämme hatte aber keine nachhaltigen Wirkungen, und es kam nicht zu prägenden Völkerverschiebungen. Abgesehen von den kurzfristigen Einfällen, hatten sich die Beziehungen zu den Germanenstämmen an der römischen Grenzlinie bisher weitgehend friedlich gestaltet: Germanen waren als Bundesgenossen im römischen Heer und in der Verwaltung teilweise in hochrangigen Stellungen tätig gewesen, ferner hatte es einen Tauschverkehr zwischen Römern und Germanen gegeben.
Über die genannten inneren Gründe für die Völkerwanderung hinaus gab der Druck von aussen ihr den stärksten Schub: der Ansturm der Hunnen. Die Hunnen waren ein eurasischer Nomadenstamm aus den Steppen der Mongolei, der nach jahrhundertelangen Kämpfen von den Chinesen vertrieben wurde.

Die Wanderungsbewegungen und ihre Folgen

Nach der Mitte des 4. Jahrhunderts drangen die Hunnen nach Südrussland vor und verursachten damit wellenartige Fluchtbewegungen mehrerer germanischer Stämme nach Süd- und Westeuropa.

Einzelne Stämme flohen und zogen nach und nach andere mit sich fort. 375 besiegten die Hunnen die Ostrogoten und verdrängten die Terwingen aus ihrem Siedlungsland im heutigen Rumänien. Dieses Ereignis kennzeichnet traditionell den Beginn der Völkerwanderungszeit im engeren Sinne.
Die meisten der geschlagenen Ostrogoten (die später zu den Ostgoten wurden) gerieten so unter hunnische Herrschaft, während die Terwingen (aus denen sich später die Westgoten entwickelten) über die Donau ins Römische Reich flüchteten. Grosse Teile der Donaugoten flüchteten ins Römische Reich und wurden von Kaiser Valens in Thrakien angesiedelt; bald jedoch kam es aufgrund mangelhafter Versorgung zur Revolte der Neuangesiedelten. Sie schlugen 378 Valens in der Schlacht von Adrianopel, wurden aber 382 durch Kaiser Theodosius I. auf römischem Boden angesiedelt, obgleich weiterhin Spannungen bestehen blieben. Unter Alarich I. zogen sie dann auch über den Balkan, Peloponnes und zu Beginn des 5. Jahrhunderts nach Italien. 410 eroberten die Westgoten Rom, was zu einer Endzeitstimmung unter den Römern führte. Die sich nun endgültig formierenden Westgoten wanderten weiter in den Südwesten Galliens, wo sie von den Römern 418 angesiedelt wurden und das so genannte Tolosanische Reich bei Toulouse errichteten. 507 wurden sie von den Franken, die bereits 486 unter Chlodwig I. die Reste der römischen Herrschaft in Gallien beseitigt hatten und langsam, aber sicher die Kontrolle über ganz Gallien erlangten, besiegt und auf die iberische Halbinsel abgedrängt. 711 brach das Westgotenreich durch den Sieg der Araber zusammen.



Das römische Reich zog sich im Laufe der Jahrzehnte immer weiter zurück und hatte zunehmend mit innenpolitischen Problemen zu kämpfen, bis es im Jahr 395 n. Chr., nach dem Tod Kaiser Theodosius' I., in das west- und oströmische Reich geteilt wurde. Derartige Teilungen hatte es bereits vorher gegeben, wobei es sich im Grunde immer nur um verwaltungstechnische Teilungen gehandelt hatte und diese von den Zeitgenossen auch nicht als wirkliche Reichsteilung verstanden worden waren. Die Teilung von 395 sollte jedoch schliesslich auch zu einer faktischen werden; beide Reichsteile gingen mehr und mehr eigene Wege.
Zu Beginn des 5. Jh. zogen die Vandalen plündernd durch Gallien (Rheinübergang zum Jahreswechsel 406/07) und erreichten um 409 die Iberische Halbinsel. Von den Westgoten bedrängt, führte sie ihr Weg 429 über die Meeresenge von Gibraltar in die reiche römische Provinz Africa. 439 eroberten sie Karthago und begründeten damit das Vandalenreich, das sich zu einer Seemacht entwickelte und vom oströmischen Kaiser anerkannt wurde - als einziges der germanischen Reiche. Von Nordafrika (Tunesien) aus zogen sie nach Italien und plünderten 455 Rom, später Korsika und Sardinien. Erst 534 zerschlug der oströmische Feldherr Belisar das Vandalenreich.
Das Hunnenreich erlitt mehrere Rückschläge: Der römische Heermeister Flavius Aetius, der zunächst mit den Hunnen zusammengearbeitet hatte, konnte 451 zusammen mit den Westgoten und Burgundern ein hunnisches Heer unter Attila in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern zurückschlagen. Das Hunnenreich zerfiel denn auch nach dem Tod Attilas. Die Ostgoten zogen auf den Balkan, wo sie als Foederati des oströmischen Reiches angesiedelt wurden (Pannonisches Reich 456-473). Theoderich der Grosse führte seine Ostgoten 489 im Auftrag des oströmischen Kaisers Zenon nach Italien und tötete Odoaker, der nach der Absetzung des Romulus Augustulus im Jahre 476 dort als lokaler Machthaber amtiert hatte. Theoderich regierte zwar formal im Auftrag des Kaisers in Konstantinopel, in Wirklichkeit jedoch war er so gut wie sein eigener Herr, wagte es aber niemals, sich den Kaisertitel Westroms anzueignen. Doch ab 535 eroberte Belisar im Auftrag des oströmischen Kaisers Justinian das Ostgotenreich, das nach langen Kämpfen unterging.
Für die germanischen Völkerwanderungszüge ins Imperium Romanum galt, dass sie versuchten, gesichertes Siedlungsland von der römischen Regierung zu gewinnen, um so eine gesicherte Lebensgrundlage zu erlangen. Ihr Ziel war also keineswegs die Zerstörung der bestehenden kulturellen

Ordnung, sondern eine Teilhabe daran. Dieses wird deutlich bei der Kooperation der germanischen Neuankömmlinge mit der römischen Oberschicht. Ohne diese Kooperation hätten sich die germanischen Gruppen, die den Romanen zahlenmässig weit unterlegen waren, nicht durchsetzen können.
486 beseitigten die Franken unter König Chlodwig, von ihrer Machtbasis am Niederrhein ausgehend, die Reste des römischen Herrschaftsraumes in Gallien, der sich nach dem Ende des weströmischen Reiches im Jahre 476 dort noch gehalten hatte. In den Jahren bis 534 besiegten sie die Alamannen, Westgoten (die nach Spanien verdrängt wurden) und Burgundern und hatten somit ein, allerdings nicht zentralisiertes, Grossreich geschaffen, das sich als das langlebigste der in der Völkerwanderungszeit entstandenen Reiche erweisen sollte.
Wohl schon ab dem 4. Jahrhundert drangen - wenn auch nur in kleinen Gruppen - die Friesen, Angeln und Sachsen aus Norddeutschland und dem heutigen Dänemark in Britannien ein und besetzten jene Teile des Landes, in denen die römische Verwaltungsordnung bereits zu Beginn des 5. Jahrhunderts nach dem Abzug der letzten Garnisonstruppen zusammengebrochen war. Bald darauf erlosch die römische Kultur in Britannien und die Germanen nahmen weite Teile des Landes in Besitz, wobei es jedoch bald zu Kämpfen zwischen den Neuankömmlingen kam. Die einheimischen Kelten wanderten in die Randgebiete Britanniens aus, Teile sogar nach Aremorica (daher auch der Name Bretagne).
568 fielen die Langobarden von Pannonien aus in Norditalien ein und errichteten das - nur sehr locker aufgebaute - Langobardenreich, das bis zur Eroberung durch Karl den Grossen bestand. Dieser Zug, dem vielleicht ein gescheiterter Versuch Ostroms voranging, die Langobarden in Norditalien als Föderaten anzusiedeln, markiert in der Forschung das Ende der Völkerwanderungszeit. Die kaiserlichen Truppen konnten allerdings etwa die Hälfte der Halbinsel (darunter Ravenna und Rom) halten. Etwa um diese Zeit lassen sich auch die Bajuwaren erstmals nachweisen, und wenig später drangen die Slawen in viele einstmals germanische Gebiete sowie in den römischen Balkan vor, wo sie sich niederliessen.
Erst die neu entstandenen Staatswesen der Franken, Langobarden und Angelsachsen hatten Bestand und stabilisierten die Verhältnisse wieder. Die Frage, inwiefern die Germanen Schuld am Untergang des Imperiums haben, ist in der Forschung allerdings bis heute sehr umstritten. Auf jeden Fall hatten sie an der Verwandlung der antiken Mittelmeerwelt ihren Anteil.

Das Byzantinische Reich

Byzanz ist ein Reich ohne Anfang. Ein exaktes Gründungsdatum gibt es nur für die Hauptstadt Konstantinopel. Erst als Kaiser Theodosius, kurz vor seinem Tod (395) das Römische Reich unter seinen Söhnen aufteilte, entwickelten sich die beiden Reichshälften deutlich auseinander. Nur das Ende des Byzantinischen Reiches kann mit einem Datum versehen werden: Am 29. Mai 1453 eroberte Sultan Mehmed II. Konstantinopel und vernichtete das einzige Grossreich des europäischen Mittelalters.

Justinian

Einer der bedeutendsten Kaiser von Byzanz war Justinian I. (482-565), der die Wiederherstellung des römischen Weltreiches versuchte. Durch seine Feldherren liess er das nordafrikanische Vandalenreich, das Ostgotenreich in Italien und Teile des westgotischen Spanien erobern. Allerdings entstand dem Byzantinischen Reich in dieser Zeit mit dem persischen Sassanidenreich ein gefährlicher Gegner im Osten. Erst nach lange Kämpfen und hohen byzantinischen Tributzahlungen konnte hier der Frieden gesichert werden.
Der Balkan allerdings kam während der ganzen Regierungszeit Justinians nicht zur Ruhe. Immer wieder fielen Awaren, Slawen und Hunnen ein. Obwohl das Grenzfestungssystem erneuert und erweitert wurde, war das Hinterland immer wieder Plünderungszügen ausgesetzt da insbesondere die Donaugrenze vernachlässigt wurde. 548 und 550 drangen slawische Stämme über die Donau erstmals ins Innere der Balkanhalbinsel vor und erreichten den Golf von Korinth, die Adria und die ägäische Küste. Die Infiltration slawischer Stämme sollte sich in den nachfolgenden Jahrzehnten als

folgenschweres Ergebnis justinianischer Politik zeigen, die zu einem völlig neuen bevölkerungsmässigen Charakter der Balkanhalbinsel führte und dem Reich über Jahrhunderte kostspielige militärische Operationen sowie eine mit der Kurie konkurrierende Missionstätigkeit abverlangte. Obwohl einer seiner Nachfolger mit zahlreichen Feldzügen die Versäumnisse der justinianischen Balkanpolitik aufzufangen versuchte, konnte er die Landnahme der Slawen auf dem Balkan letztendlich nur verzögern, zumal auch seine Nachfolger der Balkanverteidigung nicht die nötige Aufmerksamkeit schenkten.
Justinian galt als ein „schlafloser Kaiser", der sich um viele Belange persönlich kümmerte. Er verliess die Hauptstadt nur sehr selten und war ein wahrer „Innenpolitiker", wobei er das Glück hatte, über mehrere fähige Generäle zu verfügen. Justinian sorgte sich um die Städte und die Provinzverwaltung sowie - vor allem in der zweiten Hälfte seiner Regierung - um theologische Fragen. Er versuchte durch zahlreiche Gesetze und Verordnungen, die spätrömische Administration des Reiches zu straffen und den aktuellen Erfordernissen anzupassen – nicht immer mit Erfolg, aber mit bemerkenswerter Energie. Allerdings belasteten die Kriege die Staatsfinanzen. Dies, die ungebremste Bauwut (Hagia Sophia) und insbesondere die Folgen einer Pestepidemie sorgten für immer höhere Belastungen, was schliesslich möglicherweise zur Verelendung von Teilen der Bevölkerung führte. Andererseits erlebten Kleinasien, Ägypten und die nicht von persischen Invasionen betroffenen Gebiete Syriens und Palästinas unter Justinian eine wirtschaftliche Blüte. Hier wahrten die Städte ihren klassisch-antiken Charakter, den sie vor allem südlich der Donau bereits verloren. Inwiefern Justinian die Kräfte des Reiches wirklich überstrapazierte, ist schwer zu sagen. Die spätrömische Senatsaristokratie konnte im Osten weiter ihr enormes gesellschaftliches Ansehen und ein teilweise gewaltiges Vermögen alles in allem bewahren, es kam aber offenbar zu Spannungen zwischen den politisch weitgehend entmachteten Senatoren und dem Kaiser, der sich immer mehr gegenüber allen Untertanen absonderte. Man durfte sich ihm nur mit dreimaligem Kniefall nahen und musste ihm beim letzten Kniefall die Füsse küssen. Aufblicken und spreche durfte der Besucher erst, wen der Kaiser ihn dazu aufforderte.
Da unter Justinian die Anknüpfung an die meisten römischen Traditionen praktisch abriss, wird sein Todesjahr oft herangezogen, um das Ende der Antike zu markieren.

Kaiser und Kirche

In der Kirche seiner Zeit spielte Justinian eine dominierende Rolle. Justinian verfasste selbst theologische Traktate und leitete Kirchenversammlungen. Das Zusammenspiel (die *symphonia)* von spätantikem Staat und christlicher Kirche erreichte in dieser Zeit seinen Höhepunkt. Dabei machte sich Justinian zum eigentlichen Oberhaupt der Kirche im Byzantinischen Reich. Eine solche Stellung des Herrschers, bei der die Führung von Staat und Kirche in seiner Hand vereinigt sind, nennt man Cäsaropapismus.
Der Kaiser persönlich war fromm und ein überzeugter Anhänger der orthodoxen Kirche, der auch als Kaiser die strengen Fastenzeiten strikt einhielt. Der von Justinian verfasste Hymnus, „O einziggezeugter Sohn und Wort Gottes" gehört bis heute zur Liturgie der orthodoxen Kirche, in der Justinian und auch seine Frau Theodora I. als Heilige verehrt werden.

Das Corpus Iuris Civilis

Eine der grössten Leistungen Justinians war zweifellos die Kodifikation des römischen Rechts. 529 wurde der aus früheren privaten und öffentlichen Sammlungen zusammengestellte Codex Justinianus veröffentlicht, 533 erschienen die *Digesten*, eine Sammlung von Schriften römischer Juristen, die die zweite Gruppe geltenden Rechts neben den kaiserlichen Gesetzen darstellten. Im selben Jahr wurden auch die *Institutionen* veröffentlicht, eine Art juristisches Lehrbuch. Den Abschluss dieses *Corpus Iuris Civilis* bildete eine *Novellensammlung,* in der die nach Erscheinen des Codex veröffentlichten Verordnungen Aufnahme fanden.
Die Wirkung des Corpus Iuris war weit reichend: Im 12. Jahrhundert wurde das Corpus an der Rechtsschule von Bologna übernommen. Am Ende des Mittelalters galt es als allgemein anerkanntes Recht und beeinflusste auch die folgende Gesetzgebung bis in die neueste Zeit.

Der Islam

Mohammed

Mohammed wurde in der arabischen Stadt Mekka als verarmtes Familienmitglied der Haschemiten aus dem bedeutenden vorherrschenden Stamm der Quraisch (Quraysh) im Jahr 571, kurz nach dem Tod seines Vaters, geboren.
Im Alter von sechs Jahren verlor Mohammed seine Mutter. Anschliessend lebte er bei seinem Grossvater, nach dessen Tod kam er unter den Schutz seines Onkels Abu Talib (jüngerer Bruder seines Vaters) und seiner Cousins.
In jungen Jahren arbeitete Mohammed als Schafhirte, später nahm er angeblich an zwei Reisen der Handelskarawanen in den Norden (Syrien) teil. Auf einer Handelsreise in den Norden soll er – gemäss einer Prophetenlegende in seiner Biographie aus dem frühen 8. Jahrhundert – dem Mönch Bahira begegnet sein, der das Siegel des Prophetentums zwischen Mohammeds Schultern gesehen haben will und die Zeichen in ihm sah, die angeblich auch Juden und Christen in ihren Schriften hatten.
Gegen 595 bot ihm seine damalige Arbeitgeberin, die 15 Jahre ältere zweifache Kaufmannswitwe Chadidscha die Heirat an. Mit ihrer Hilfe erlangte Mohammed seine finanzielle Unabhängigkeit und soziale Sicherheit, eine Wende in seinem Leben. Chadidscha war im Übrigen die erste Person, die an Mohammeds Botschaft geglaubt hat; die islamische Geschichtsschreibung betrachtet sie daher als die erste Muslima in Mekka. Aus ihrer Ehe ging u. a. seine Tochter Fatima hervor, die als einziges seiner Kinder selbst Nachkommen hatte.
Mohammed pflegte alljährlich einen Monat auf dem Berg Hira in der Nähe von Mekka zu verbringen, um dort Busse zu tun. Gegen 610 soll ihm nach eigenem Bekunden der Erzengel Gabriel (arabisch „Dschibril") erschienen sein. Das erste Offenbarungserlebnis war, so will es die islamische Prophetenbiographie, ein Traum, in dem Mohammed zur Rezitation eines angeblich geschriebenen, in anderen Überlieferungsvarianten gesprochenen Textes aufgefordert wurde. Mohammed war zu jener Zeit ungefähr 40 Jahre alt.
Anfangs, bis etwa 614, haben die einflussreichen Vertreter der Quraisch keine Einwände gegen Mohammeds Lehren gehabt, die er sowohl öffentlich als auch insgeheim verbreitete. Erst als er die Bilderverehrung und den Polytheismus der Vorfahren angriff, bildete sich eine starke Opposition gegen Mohammed und seine Anhänger. Dies äusserte sich in einer Reihe von gewalttätigen Übergriffen auf die ersten Muslime in Mekka wie auch auf die Person Mohammeds selbst.
Untersuchungen über diese frühmekkanische Periode der Prophetie haben aufgezeigt, dass die ersten Anhänger Mohammeds aus den niedrigen Sozialschichten der Stadt Mekka hervorgingen; der sozial schwache Teil der handeltreibenden Bevölkerung Mekkas. Im späteren Verlauf der Ereignisse versuchten die Mekkaner den Muslimen durch einen Handelsboykott die Existenzgrundlage zu entziehen. Damit waren die öffentlichen Auftritte Mohammeds in Mekka beendet: er erhielt – nach den arabischen Stammesgesetzen – im Haus eines einflussreichen Kaufmanns in Mekka Schutz (um 614) und befahl einem Teil seiner Anhänger, nach Abessinien, damals Handelsplatz der Mekkaner, auszuwandern (um 615).
Sein offenes Auftreten gegen die polytheistische Religion in Mekka trotz Anerkennung des höchsten Heiligtums auf der Arabischen Halbinsel – al-Kaaba –, die Unterdrückung seiner Anhänger in Mekka, nicht zuletzt aber der Tod seines Beschützers Abu Talib und seiner Frau Chadidscha (gegen 619) waren die Gründe für die Aufnahme von Kontakten mit den Bewohnern von Yathrib als Vorbereitungsphase der „Hidschra". Einflussreiche Bürger von Yathrib, das später „al-Madina" (dt. „die Stadt des Propheten") heissen sollte, haben Mohammed und seinen Anhängern nach den damals geltenden Stammesgesetzen Schutz und Sicherheit in Yathrib zugesagt und zwischen 621–622 vertraglich festgelegt.
Die islamische Geschichtsschreibung reichert die mekkanische Periode der Prophetie mit zwei wichtigen Ereignissen an, die für die Nachwelt das gesamte Wirken Mohammeds nachhaltig charakterisieren sollten: die Himmelfahrt vom Kaaba-Heiligtum in den Himmel und die sog. nächtliche Reise nach Jerusalem.

Von dort, vom Jerusalemer Tempelberg, auf dem später der Felsendom errichtet wurde, soll Mohammed in den Himmel aufgefahren sein. Zuvor habe er, der Legende folgend, hier ein Gebet mit allen biblischen Propheten einschliesslich Jesus geleitet. Nach kurzer ermahnender Begegnung mit Gott soll sich Mohammed anschliessend zusammen mit dem Erzengel Gabriel zurück nach Mekka begeben haben. Jerusalem mit der Al-Aqsa-Moschee rückt bereits in dieser Spätphase seines mekkanischen Wirkens vor der Auswanderung nach Yathrib in den Mittelpunkt der Gestaltung einer neuen monotheistisch geprägten Religion.
Yathrib, nach arabischem Sprachgebrauch nunmehr al-Madina, hatte zum Zeitpunkt der Hidschra andere Gesellschaftsstrukturen als Mekka. Die Bevölkerung setzte sich aus rivalisierenden Stämmen und Unterstämmen zusammen. Ebenso gab es mehrere jüdische Sippen. Ferner hatte die Stadt auch Bewohner, die schon vor der Hidschra Muslime geworden waren. Die medinensischen Anhänger nannte man die „Helfer"/"Unterstützer". Hinzu kamen die mekkanischen Anhänger Mohammeds, die „Auswanderer". Schon aus eigenem Interesse war es Mohammeds Aufgabe, alle Stämme und Unterstämme, ferner die Juden und die Auswanderer aus Mekka in einer einzigen Gemeinschaft (*Umma*) zusammenfassen. Hierfür diente der sog. „Vertrag von Medina". Nicht nur allen namentlich angeführten Vertretern von Islam und Judentum stehen die gleichen Rechte und Pflichten zu, sondern auch die Religionen werden anerkannt; die Juden bilden eine Umma mit den Muslimen. Mohammed definiert in diesem Vertrag auch seine Position deutlich: er ist „der Gesandte Gottes" und „der Prophet", nennt sich aber auch mit seinem Namen einfach „Mohammed", der bei Streitigkeiten zu Rat gezogen wird. Hier zeichnen sich die theokratischen Züge der medinensischen Umma ab. Die erwähnten Stämme und Sippen gewähren untereinander Schutz; die Täler um Yathrib sind für alle Vertragspartner heiliges Gebiet. Ausdrücklich ausgeschlossen sind aus dem Vertrag die Polytheisten.
Die Verbreitung der neuen Religion wurde entscheidend durch die Schwäche der beiden spätantiken Grossmächte Byzanz und Persien begünstigt, die in den Jahrhunderten zuvor die Araber politisch und militärisch kontrolliert hatten, nun aber durch jahrzehntelange Kriege gegeneinander abgelenkt und angreifbar waren und die Ereignisse in Arabien erst bemerkten, als es für sie bereits zu spät war.
Die historischen Ereignisse, die politischen Aktivitäten der zunächst kleinen medinensischen Gemeinschaft der Muslime finden im Koran meist in Form von Anspielungen ihre Bestätigung. Es sind dies die Feldzüge Mohammeds gegen die Mekkaner, wie die Schlacht von Badr im März 624. Der dortige Sieg über die Mekkaner hat Mohammeds Position in Medina zweifelsfrei gestärkt; bereits im April desselben Jahres erfolgte die Vertreibung eines jüdischen Stammes, dessen Mitglieder als Goldschmiede und Händler in der Stadt lebten, nach Syrien. Damals heiratete Mohammed die Jüdin Ṣafiyya, die ihm als Beute zufiel und Muslima wurde.
In einer weiteren Schlacht wurde Mohammed von einem Stein getroffen und verlor einen Schneidezahn. Seine Anhänger retteten ihn in letzter Minute vor den Angreifern, die Schlacht ging verloren.
Die Belagerung von Medina durch die mekkanische Opposition im April 627, die in der Geschichte als der „Grabenkrieg" genannt wird, endete nicht nur mit der vernichtenden Niederlage der Mekkaner, sondern führte auch zur Vernichtung eines weiteren jüdischen Stammes.
Im Jahre 6 nach der Auswanderung nach Medina kam es zu den ersten Kontakten Mohammeds mit Vertretern der Quraisch aus Mekka; im März 628 trat der Religionsstifter mit seinen Anhängern die Reise nach Mekka an, um dort die kleine Pilgerfahrt zu vollziehen, woran ihn aber die Mekkaner zu hindern wussten und einen bedeutsamen Vertrag mit ihm in der Nähe der Grenzen des heiligen Bezirkes von Mekka aushandelten. Der Vertrag enthielt Sicherheitsgarantien für die Muslime und einen Waffenstillstand. Durch diesen Vertrag haben die Quraisch von Mekka Mohammed als vollwertigen Verhandlungspartner, allerdings nicht als Propheten anerkannt.
Im März 629 trat Mohammed mit 2000 Anhängern seine Reise nach Mekka an, um dort die kleine Pilgerfahrt durchzuführen. Die Mekkaner haben sich aus der Stadt für drei Tage zurückgezogen, um eventuelle Zwischenfälle am Heiligtum zu vermeiden. Nachdem einige Mitglieder einflussreicher Grossfamilien den Islam angenommen hatten, war die endgültige Einnahme Mekkas nur eine Frage der Zeit. Im Januar 630 brach die gut durchorganisierte muslimische Armee in Richtung Mekka auf. Mohammed garantierte jedem, der in die Kämpfe nicht eingreift, allgemeine Amnestie. Daher wurde

Mekka fast ohne Blutvergiessen durch die Muslime eingenommen; 28 Mekkaner fielen in den Kämpfen, die anderen flüchteten. Mohammed blieb zwei bis drei Wochen in Mekka, reinigte das Heiligtum, liess alle Götterstatuen sowohl aus dem Heiligtum als auch aus den Privathäusern entfernen und vernichten. In der Umgebung der Stadt liess er die Heiligtümer der Götter al-Manât und al-'Uzza zerstören und forderte die Beduinenstämme auf, dem Islam beizutreten. Die stärksten Stämme um Mekka wurden gegen Ende Januar 630 entmachtet.
Auf die militärischen Siege im Süden folgte eine weniger erfolgreiche Expedition in den Norden, bis an die Südgrenze des Byzantinischen Reiches, die als fehlgeschlagener Beutezug unentschieden endete. Vor diesem historischen Hintergrund fordert der Koran im Jahre 629 dazu auf, auch die Christen zu bekämpfen, bis sie tributpflichtig werden.
Das neunte Jahr nach der „Hidschra" (630–631) nennt man in der Prophetenbiographie Mohammeds das „Jahr der arabischen Delegationen" an den Propheten nach Medina, die sich dem Islam angeschlossen haben. Ende Januar 632 trat Mohammed die grosse Pilgerfahrt nach Mekka an, die in die Geschichte als die „Abschiedswallfahrt" eingehen sollte; Anfang März 632 erreichte er Mekka und vollzog mit seinen Anhängern die Wallfahrt, in deren Verlauf alle Einzelheiten der Wallfahrtszeremonien und die damit verbundenen ritualrechtlichen Verpflichtungen, einschliesslich der Integrierung vorislamischer Gebräuche, festgelegt worden sind.
Die Abschiedswallfahrt auch „die Wallfahrt des Islam" genannt – war der Kulminationspunkt in Mohammeds Wirken. Nach seiner Rückkehr nach Medina übernahm er die Führung der Feldzüge gegen arabische Stämme der Halbinsel bis in das Ostjordantal nicht mehr persönlich, sondern übertrug sie seinen Gefährten. Eine plötzliche Erkrankung führte zu seinem unerwarteten Tod im Haus seiner Frau A'ischa am 8. Juni 632. Die Todesnachricht löste in Medina grosse Verwirrung aus, so dass sein Leichnam – wie mehrere Historiographen berichten – einen ganzen Tag vernachlässigt blieb, bis er dann unter dem Haus von A'ischa begraben wurde. Sein Grab befindet sich heute innerhalb der „Moschee des Propheten", der Hauptmoschee von Medina.

Die Glaubenslehre des Islam

Der Koran verlangt dem gläubigen Moslem fünf Pflichten ab. Diese als Säulen des Islam bezeichneten Verpflichtungen erkennen alle Muslime an, unabhängig davon, in welchem der stark durch die Glaubenslehre des Islam geprägten Länder Afrikas und Asiens sie leben. Die Pflichten sollen dabei nicht nur für den Einzelnen gelten, sondern auch Richtschnur für die Politik von Regierungen sein. Die Regierung eines islamischen Staates muss sich deshalb heute noch daran messen lassen, inwieweit sie sich mit ihren Entscheidungen an den Koran hält. Insofern gibt es für viele Muslime keine Trennung von Staat und Religion.
Die erste Pflicht des Muslims ist es, die Schahada zu sprechen. Dieses Glaubensbekenntnis lautet: *„Ich bezeuge, es gibt keine Gottheit ausser Gott; ich bezeuge, Mohammed ist der Gesandte Gottes.*"
Der Muslim ist verpflichtet, fünfmal täglich ein Gebet zu verrichten, das von allem Muslimen nach einer festgelegten Formel gesprochen wird. Dazu ruft der Muezzin vor Sonnenaufgang, am Mittag, am Nachmittag, am Abend und vor Einbruch der Dunkelheit alle Gläubigen vom Minarett des islamischen Gotteshauses, der Moschee, auf. Jeden Freitag ruft er dabei die Gläubigen zur gemeinsamen Andacht direkt in die Moschee. An den übrigen Tagen kann auch an anderen Orten gebetet werden, z. B. am Arbeitsplatz oder in häuslicher Umgebung. Die Muslime verrichten das Gebet im Wechsel von Stehen, Beugen und Niederwerfen. Das ist zugleich sichtbarer Ausdruck der Unterwerfung unter den Willen Allahs. Das Gesicht ist beim Beten nach Mekka gewandt. Vor dem Gebet wäscht sich der Muslim mit Wasser. Deshalb befinden sich in den Vorhöfen der Moscheen auch Brunnen oder Wasserbecken. Notfalls kann er die Waschung aber auch mit Sand ausführen.
Zakat ist die so genannte Almosensteuer, die von Mohammed in Anlehnung an christliche und jüdische Sitten geschaffen wurde und die der Erhaltung der Städte, Dörfer und Gemeinden diente. Die Steuer bzw. das Almosen wird von den wohlhabenden Muslimen entrichtet, wodurch der Reichtum „gereinigt" werden soll.
Während der Fastenzeit essen, trinken oder rauchen alle Gläubigen, d. h. alle volljährigen Frauen und Männer, einen Monat lang vom Tagesanbruch bis zum Sonnenuntergang nicht. Erst zur

Nachtzeit ist es erlaubt, etwas zu sich zu nehmen. Das Fasten wird von den Muslimen von einem weiteren Gesichtspunkt aus als bedeutsam gesehen: Der Koran verpflichtet alle Gläubigen, ohne Ansehen ihres Standes, zum Fasten. Das hebt die grundsätzliche Gleichheit aller Menschen hervor und trägt zur Schaffung eines Gefühls der brüderlichen Verbundenheit bei. Der Fastenmonat Ramadan ist der neunte Monat des islamischen Mondjahres, das 11 Tage kürzer ist als das Sonnenjahr. Jeder islamische Monat verschiebt sich also im Vergleich zu denen des Sonnenjahres um 11 Tage nach vorn. Der Ramadan kann folglich im Laufe der Jahre durch alle vier Jahreszeiten wandern.
Einmal in seinem Leben ist jedem muslimischen Mann, der körperlich und finanziell dazu in der Lage ist, die Pilgerfahrt nach Mekka vorgeschrieben. In Mekka soll er die Kaaba, besuchen. Sie ist das Hauptheiligtum des Islam, das lange vor Mohammed erbaut wurde, und das Zentrum der islamischen Welt. Im schwarz verhüllten Gebäude ist ein Meteorit, der Hadjar al Aswad (schwarzer Stein), eingeschlossen. Vorgeschriebener Zeitpunkt für die Pilgerfahrt ist der letzte Monat des Jahres. Die Gläubigen hüllen sich in ein Pilgergewand: zwei um den Körper geschlungene Tücher und Sandalen. In Mekka angekommen, umschreiten sie mit unbedecktem Kopf siebenmal die Kaaba und besuchen dann weitere heilige Stätten, die mit dem Wirken Mohammeds verbunden sind.
Den bisher gekennzeichneten fügen streng gläubige Muslime nicht selten eine sechste Säule des Islam hinzu: die Verpflichtung zum „heiligen Krieg" (Dschihad). Die Verpflichtung ruft die Muslime zum Kampf um Gottes Willen gegen die Ungläubigen und zur Ausbreitung des Islam auf. Sie geht auf den Propheten Mohammed und die Entstehungszeit des Islam zurück. Der Prophet hatte sie nach seiner Flucht aus Mekka in Medina heftig propagiert. Er hatte verkündet, wer im Kampf für den Glauben sterbe, komme ins Paradies. Das war eine der Ursachen für den unglaublichen Siegeszug des Islam im 7. und 8. Jh., der viele Teile Asiens, Afrikas und Europas erfasste. Die Verpflichtung zum „heiligen Krieg" akzeptiert ein Teil der Muslime auch noch heute. Nach ihrem Verständnis beginnt sie u. a. dann, wenn ein islamischer Staat von Nichtmuslimen bedroht wird.

Die Ausbreitung des Islam

Abu Bakr, der erste Kalif trug den Beinamen „El Siddik" („der Wahrheitsliebende"). Er war der treueste Gefährte des Propheten und als Vater der Aischa, der Lieblingsgattin Mohammeds, sein Schwiegervater. Als erster Nachfolger Mohammeds nannte er sich „Chalïfet Rasul Allah" („Stellvertreter des Gesandten Gottes"). Die Bezeichnung „Chalïfet" wurde zum Titel „Kalif". Abu Bakr hatte noch mit der Unterwerfung von arabischen Stämmen zu tun, die sich der islamischen Ordnung entziehen wollten.
Sein Nachfolger Omar (634–644), der zweite Kalif, ging daran, ein arabisches Weltreich aufzubauen. Omar beseitigte den noch im nationalen Rahmen bestehenden arabischen Staat und baute ein am Islam ausgerichtetes Weltreich auf. Das Kalifat wurde zu einem politisch-religiös organisierten Reich. Der Kalif war als Stellvertreter Mohammeds der oberste Leiter der muslimischen Gemeinde. Die Scharia, das sind die religiösen und moralischen Prinzipien des Islam, wurde dem entsprechend zu Landesrecht erklärt.
Omar gelang es, Syrien (635), Palästina (638), Persien (der nördliche Teil von Mesopotamien, 636/642) und Ägypten (642) zu erobern.
Er installierte in den eroberten Gebieten eine Militärverwaltung. Die Befehlshaber der Besatzungstruppen übernahm neben seiner militärischen Funktion auch die Aufgabe des Statthalters, des religiösen Oberhauptes und des obersten weltlichen Richters. Omar fügte dem Titel des Kalifen den eines „amir-al-mum-inin" (arabisch: „Befehlshaber der Gläubigen") hinzu. Die Festigung des arabischen Grossstaates wurde unter Othman ibn Affan, Mohammeds Schwiegersohn (644–656), weiterverfolgt. Othman war von einer sechsköpfigen Versammlung von Wahlmännern aus Mekka zum dritten Kalifen ernannt worden. Er wurde 656 von Aufständischen aus al-Kufah (Irak) und Ägypten getötet. Sein Nachfolger wurde Ali (656–661), ein Cousin und Schwiegersohn Mohammeds. Auch er setzte die territoriale Expansion weiter fort. Aufsehen erregend war die Verlegung des Herrschaftsmittelpunktes von Medina nach Kufa. Allerdings wurde er von Muawija, später als Muawija I. erster Kalif der Omaijaden, nicht anerkannt. Auch Ali wurde im Zusammenhang mit inneren Streitigkeiten ermordet. Muawija setzte die Söhne Alis ab; damit waren die letzten zeitgenössischen

Blutsverwandten des Propheten von der Machtausübung ausgeschlossen. Unter Muawija erfolgte die Verlegung des Herrschaftsmittelpunktes nach Damaskus. Sein Sohn Yazid wurde 680 Kalif. Unter ihm erhob sich Husain, ein Enkel Mohammeds, der die Macht für die legitimen Nachfahren des Propheten beanspruchte. Husain wurde 680 bei Kerbela geschlagen und getötet. Seine Begräbnisstätte ist seitdem wichtigste Pilgerstätte der Schiiten.
Ab 740 kam es zu Unruhen im Reich. Abul-Abbas, einem Nachfahren des Propheten Mohammed gelang es, in der Schlacht am Zab die Omaijaden zu besiegen und sich 749 zum Kalifen ausrufen zu lassen. Der omaijadische Kalif Merwan II. wurde auf der Flucht erschlagen. Die Periode der Abbasiden begann. Nur Abd Ar-Rahman, dem letzten Angehörigen der Dynastie, gelang die Flucht nach Spanien. Hier gründete er im inzwischen maurischen Spanien als Emir von Cordoba eine neue omaijadische Dynastie. Er liess die grosse Moschee der Stadt (La Mezquita) erbauen. 732 wurden die Mauren von dem fränkischen König Karl Martell durch Siege bei Tours und Poitiers am weiteren Vordringen nach Europa gehindert.
Die Auseinandersetzung mit den unmittelbaren Erben Mohammeds führte während der Regentschaft der Omaijaden zur religiösen Spaltung der Muslime in Schiiten, Sunniten und Charidschiten. Während die Schiiten die berechtigte Nachfolge allein Ali und dessen Nachkommen zusprechen, sehen die Sunniten auch die Kalifen als berechtigte Nachfolger Mohammeds an. Die Sunniten vertreten innerhalb des Islam die religiöse Orthodoxie. Sie berufen sich allein auf den Koran und die Sunna. Nur diese sollen das islamische Recht bestimmen. Charidschiten (arab.: die Ausziehenden) sind eine islamische Sondergemeinschaft, die sich aus ursprünglichen Anhängern Alis rekrutierte. Sie waren der Auffassung, dass die Nachfolge Mohammeds dem würdigsten Gläubigen zukommen sollte, unabhängig von einer etwaigen Blutsverwandtschaft zu Mohammed. Deswegen trennten sie sich von Ali und seinen Gefährten. Während die Versuche, Byzanz zu erobern, scheiterten, gelang die Eroberung von Gebieten im Osten (u. a. Samarkand und Buchara).
Unter den Omaijaden wurden bedeutende Bauwerke geschaffen, so der Felsendom in Jerusalem und Moscheen in Medina, Damaskus und Kairouan.
Cordoba als Hauptstadt des maurischen Spaniens (Al-Andalus=Andalusien), wurde zu einem der wichtigsten Stätten des Austausches zwischen morgenländischer und abendländischer Kultur. Handel, Wissenschaft, Handwerk und Kunst erlebten einen grossen Aufschwung.
Unter den Abbasiden veränderte sich das Kalifenreich entscheidend: Die Stammeszugehörigkeit, die noch unter den Omaijaden eine grosse Rolle spielte, verlor mehr und mehr an Bedeutung. Stattdessen zählte nun nur noch der Glaube, der die arabische Welt sowohl staatlich als auch religiös einte. Der Mittelpunkt des Reiches wurde in das 762 auf Anordnung des zweiten Abbasidenkalifen Al-Mansur (754–775) gegründete Bagdad verlegt. Der Staat wurde nach persischem und byzantinischem Vorbild umgestaltet. Die politischen Geschicke bestimmten Wesire (Ein Wesir war der wichtigste Minister innerhalb der islamischen Staaten. Das Amt wurde um 750 unter den Abbasiden eingeführt.) Der Einfluss des Kalifen auf die Politik konnte nur durch den Hofstaat, der diesen wie eine Mauer umgab, weitervermittelt werden.
Bereits unter dem Kalifen Harun ar-Raschid (786–809, der Held der Geschichten aus „Tausendundeiner Nacht") zeigten sich erste Auflösungserscheinungen des Reiches. Unter seinen Söhnen brach ein regelrechter Krieg aus. Die Einheit des Kalifats konnte in der Folge nicht mehr gesichert werden. Das 9. Jh. leitete den Fall des Kalifats in die politische Bedeutungslosigkeit ein, nachdem das Reich von schiitischen Aufständen heimgesucht und der Kalif als oberster Herrscher de facto entmachtet wurde. An seine Stelle trat 935 der Oberemir, das ausschliesslich osmanische (seldschukische) Würdenträger ausübten. Zugleich lösten sich Teilstaaten aus dem grossen Kalifat heraus und wurden selbstständig. Mit dem Einfall der Mongolen in Persien und der Eroberung Bagdads durch mongolische Truppen im Jahre 1258 endete die Abbasidenherrschaft.
Das 9. und das 10. Jahrhundert sahen die Blütezeit der abbasidischen Kultur. Die Kalifen förderten wichtige Werke des Abendlandes: Aristoteles, Platon und andere griechische Gelehrte wurden im „Haus der Weisheit" von Bagdad übersetzt. Dieses „Haus des Wissens" funktionierte als Lehr- und Forschungsstätte und hatte zentrale Bedeutung für die gesamte damalige islamische Welt. Es ist seiner Bedeutung gemäss (als Stätte der Wissenschaft und der Lehre) mit einer heutigen Universität

zu vergleichen Im „Haus der Weisheit" waren u. a. eine Bibliothek und ein Observatorium untergebracht, fertigten die Wissenschaftler bedeutende Übersetzungen aus dem Indischen, Chinesischen und Griechischen in die arabische Amtssprache an. Die Bibliothek war die bedeutendste des Altertums nach der alexandrinischen.

MITTELALTER

Als Mittelalter wird die auf die Antike folgende und der Neuzeit vorangehende geschichtliche Epoche bezeichnet. Es wird davon ausgegangen, dass das Mittelalter mit der Völkerwanderung (3.–5. Jh.) beginnt und um 1500 mit der Reformation endet.
Innerhalb des Mittelalters wird eine Periodisierung vorgenommen. So unterscheidet man:

- Frühmittelalter (5.–Mitte 11. Jh.),
- Hochmittelalter (Mitte 11. – Mitte 13. Jh.) sowie
- Spätmittelalter (Mitte 13. – ca. 1500).

Das Frühmittelalter ist gekennzeichnet durch die Herausbildung feudaler Herrschaftsstrukturen. Dazu gehören

- Grundherrschaft, d. h. die Verfügungsgewalt des Adels über Grund und Boden und die auf ihm lebenden Bauern,
- Übergang des Bauern in hörige Abhängigkeit,
- Herausbildung des Lehnsrechts, d. h. der Verleihung von Grund und Boden durch den König an seine Vasallen,
- Herausbildung des Papsttums innerhalb der katholischen Kirche, d. h., der Bischof von Rom gilt als Stellvertreter Gottes auf Erden,

Neuere Forschung sieht den Beginn des Hochmittelalters mit den entscheidenden gesellschaftlichen Wandlungen seit dem 11. Jh. an:

- deutliches Bevölkerungswachstum,
- gestiegener Nahrungsbedarf,
- Verbesserung der Produktionsmethoden innerhalb der Landwirtschaft,
- Erschliessung neuer Siedlungsgebiete,
- Entstehung neuer Märkte durch Aufschwung in Handwerk und Handel,
- Städte- und Handelsbündnisse,
- Aufschwung der Städte,
- wachsender Einfluss des Papsttums,
- Entstehung neuer Bildungseinrichtungen (Universitäten).

Im Spätmittelalter machte sich eine allgemeine Krisenstimmung breit. Pestepidemien Missernten und Hungersnöte führten zu weiteren gesellschaftlichen Veränderungen. Durch Bevölkerungsrückgang kam es zu Verödungen ganzer Landstriche. Preisverfall für Getreide
steigerte die Not der armen Bevölkerung. Man wich auf Viehhaltung aus, wo die Böden zu schlecht für die Getreideproduktion waren. Die soziale Lage der Bauern verschlechterte sich, es begann der Weg in die Gutsherrschaft.
Krankheit wurde als Strafe Gottes für begangene Sünden verstanden. Es kam zu extremen Busshaltungen: Flagellanten- (= Selbstgeissler)gruppen zogen durch die Lande und riefen zu erhöhter Bussfertigkeit auf. Insgesamt kam es zu einer allgemeinen Krisenstimmung, und einer Änderung des Verhältnisses der Menschen zum Tod (Tod als Bedrohung): Jenseitsgewandtheit und erstarkte Religiosität der Menschen erzeugten eine pessimistische Lebenshaltung (Vanitas, Vanitatum, „et omnia

vanitas", lat.= „Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist Eitelkeit"), das bedeutet Vergeblichkeit, Nichtigkeit, leeres Gerede. Andererseits wurden kirchliche Normen ignoriert, Begüterte führten ein Leben in Luxus.

Das Frankenreich

Die Merowinger

Im 4. Jahrhundert wurden am nordöstlichen Ende Galliens, auf dem Territorium des Römischen Reiches, die germanischen Franken als so genannte „Föderaten" angesiedelt, welche den Zusammenbruch des Weströmischen Reiches nutzten, um ihr Gebiet zu vergrössern. Im Norden Galliens hatte sich ein römisches Restreich unter einem römischen Statthalter halten können, welches vom Rest des Imperiums abgeschnitten war. 486/487 eroberten die Franken unter Chlodwig I. dieses gebiet. Dadurch verschob sich die Grenze des Frankenreiches bis an die Loire. Chlodwig, der vorher nur einer von mehreren fränkischen Kleinkönigen war, nutzte so die Chance, die Teilkönigreiche zu beseitigen und ein germanisch-romanisches Reich zu gründen. 507 schlug Chlodwig die Westgoten, wobei er letztere damit fast ganz aus Gallien verdrängte.
Der Besitz der Grundherren, die während der fränkischen Eroberungskriege getötet oder vertrieben wurden, gelangte in den Besitz der Krone (Königsgut). Dadurch finanzierte Chlodwig seine weiteren Feldzüge und stärkte seine Königsmacht. Der König wurde nach und nach grösster Grundbesitzer. Durch Landschenkungen brachte er andere Adlige in direkte Abhängigkeit.
Chlodwig übernahm andererseits den funktionsfähigen spätantiken römischen Verwaltungsapparat. Dabei spielte die Macht der örtlichen Bischöfe, die oft Verwaltungsaufgaben übernommen hatten, eine wichtige Rolle, sodass sich die katholische Kirche zu einer weiteren Machtstütze des Königs entwickeln sollte. Durch den Einfluss der Burgunderin Chlothilde trat Chlodwig I. zum katholischen Christentum über. Mit seiner Taufe (vielleicht 498; das genaue Datum ist umstritten) sicherte er sich die Unterstützung durch die katholische Kirche und ermöglichte so ein Miteinander von Franken und gallo-römischer Bevölkerung. Bald darauf ging auch die spätantike Übergangszeit in Gallien vorüber, das Frühmittelalter nahm langsam Gestalt an. Die königlichen Boten (Grafen und Bischöfe) waren bestimmt, Chlodwigs königliche Anordnungen durchzusetzen.

Pippiniden und Karolinger

Nach dem Tode Chlodwigs (511) wurde das Reich unter seinen vier Söhnen aufgeteilt. Zwar konnte die Reichseinheit durch Chlodwigs Nachfolger immer wiederhergestellt werden, doch brachte es die germanische Tradition mit sich, dass es immer wieder zu Reichsteilungen unter den Söhnen beim Tode des Vaters kam. 639 starb Dagobert I., der letzte bedeutende Merowinger, und hinterliess seinem Sohn das nochmals geeinigte Reich. Die wahre Macht lag aber beim Hausmeier (*maior domus*, eigentlich der oberste Verwalter des Königshofes). Die Hausmeier strebten nun auch nach der gesamten Macht im Reich. Der Hausmeier des östlichen Reichsteiles (Austrasien), Pippin II., machte die Merowinger zu Marionettenkönigen und schaffte so die Voraussetzung für den weiteren Aufstieg der Pippiniden und später den der Karolinger. Pippin wagte es aber noch nicht, sich selbst zum König zu erheben, weil er nicht über das ererbte Königsheil verfügte.
714, nach dem Tode Pippins, entbrannten Machtkämpfe, in denen sich 719 sein unehelicher Sohn Karl Martell durchsetzte. Der für seine Härte und sein Durchsetzungsvermögen bekannte Karl stand vor schwierigen innen- und aussenpolitischen Problemen. Immer wieder versuchten einige Führer der alten Reichsadelsgeschlechter im Frankenreich, sich gegen seine Herrschaft aufzulehnen. Einen Wendepunkt stellte das Jahr 732 dar. In der Schlacht bei Tours und Poitiers besiegte Karl, unterstützt von den Langobarden, die Araber. Hierfür wurde er als Retter des Abendlandes gefeiert. Auch die Kämpfe gegen Friesen, Sachsen, Bajuwaren und Alamannen festigten seine Herrschaft. Daneben unterstützte er die Missionsarbeit des Bischofs Bonifatius in diesen Gebieten. Er herrschte allein über das Frankenreich, wie schon sein Vater aber ohne Königstitel. Nach fränkischer Tradition teilte Karl Martell das Reich kurz vor seinem Tode unter seinen Söhnen Karlmann und Pippin III. auf.

Pippin III. wurde Alleinherrscher, nachdem sein Bruder ins Kloster gegangen war und er ebenfalls den letzten merowingischen König dorthin geschickt hatte. 751 liess er sich dann nach alttestamentlichem Vorbild zum König salben. Drei Jahre später salbte ihn Papst Stephan III. ein zweites Mal. Pippin versprach ihm das ehemalige Exarchat von Ravenna dem Papst zurückzugeben (Pippinische Schenkung); im Gegenzug legitimierte der Papst die Karolinger als Könige des Frankenreichs. Schon 755 ereilte den fränkischen König die Bitte, dem Vertrag nachzukommen. Bis zu seinem Tode führt Pippin zwei erfolgreiche Feldzüge gegen die Langobarden und schenkte dem Papst die eroberten Gebiete. Pippin III. gilt so als Begründer des Kirchenstaates. Bei seinem Tode 768 hinterliess er seinen Söhnen Karl und Karlmann ein Reich, das politisch wie wirtschaftlich im Aufbau begriffen war. Kurze Zeit später starb der jüngere Bruder von Karl. Dieser wurde dadurch Alleinherrscher. Durch den von seinem Vater geschlossenen Vertrag mit dem Papst war Karl diesem verpflichtet. Da die Langobarden die Schenkungen Pippins nicht anerkannten, führte Karl weiter gegen sie Krieg und eroberte deren Reich im Jahre 774. Neben den Langobardenfeldzügen schritt die Missionierung im Osten voran. Besonders die Kriege gegen die Sachsen bestimmten die Politik Karls bis 785, jenem Jahr, in dem sich der Sachsenherzog Widukind dem fränkischen König unterwarf. Die Sachsenkriege dauerten noch bis 804 fort.
Die zahlreichen Kriege bewirkten eine fortschreitende Feudalisierung, eine Stärkung der Reichen und einen Anstieg der Zahl der abhängigen Bauern. Im Ergebnis dieser Entwicklung wuchsen Besitz und Macht der Lehnsherren, insbesondere des Königs (und späteren Kaisers) und der Herzöge. Auch die Kirche konnte ihre Macht festigen. Karl konsolidierte die Staatsmacht nach aussen durch die Errichtung von Grenzmarken. Diese waren Bollwerke für die Reichsverteidigung und Aufmarschgebiete für Angriffskriege. Zur Verwaltung setzte er Markgrafen ein, die mit besonderen Rechten ausgestattet waren, da die Marken nicht direkt Teil des Reichs waren und somit auch ausserhalb der Reichsverfassung standen. In den Marken wurde eine wehrhafte Bauernbevölkerung angesiedelt sowie Burgen gebaut. Besonders wichtig waren die Marken in Kärnten *(Karantanien)* und die *Marcha Orientalis*, aus denen später Österreich hervorging.
Zur weiteren Konsolidierung seiner Herrschaft nach Innen zentralisierte Karl die Königsherrschaft durch eine Verwaltungsreform (um 793). Die Königsherrschaft gründete sich auf den königlichen Hof, das Pfalzgericht und die Kanzlei. Im Reich verwalteten Grafen die Königsgüter (Pfalzen). Sowohl die Grafen als auch die Markgrafen wurden durch Königsboten kontrolliert und sprachen königliches Recht. Aachen wurde zur Kaiserpfalz und zum Zentrum des Frankenreichs.
Karl war für jede Art der Bildung aufgeschlossen, sprach Latein und verstand Griechisch. Die kulturelle Erneuerung förderte er durch die Heranziehung berühmter Gelehrter. Durch Zurückgreifen auf die Werke der Antike belebte Karl deren Kenntnis (karolingische Renaissance), auch bei seiner Bautätigkeit hielt er sich an die Vorbilder des Altertums. Daneben liess er aber auch die alten germanischen Heldenlieder aufzeichnen. Dadurch, dass Karl versuchte, antikes Erbe, christliche Religion und germanische Gedankenwelt zu verschmelzen, schuf er die Grundlage für die weitere geschichtliche Entwicklung Europas.
Den Höhepunkt seiner Macht erreichte Karl mit der Kaiserkrönung in Rom am 25. Dezember 800. Das Frankenreich war nun endgültig neben dem Byzantinischen Kaiserreich und dem Kalifat der Abbasiden eine anerkannte Grossmacht.

Reichsteilungen

Nach 46-jähriger Herrschaft starb Karl 814 in Aachen. Sein Sohn Ludwig der Fromme wurde Kaiser. Dieser versuchte, entgegen der germanischen Tradition, die die Aufteilung des Erbes vorsah, die Reichseinheit zu wahren und erliess 817 ein Reichsteilungs- oder besser: Reichseinheitsgesetz. Schliesslich galt auch die Kaiserwürde als unteilbar. Deswegen bestimmte Ludwig seinen Sohn Lothar zum Mitkaiser. Das Gesetz sah vor, dass immer der älteste Sohn des Kaisers den Titel des römischen Kaisers erbte. Ludwig entschied sich für den Reichseinheitsgedanken, wenn auch unter kirchlichem Einfluss, der die Einheit des Reiches als Pendant zur Einheit der Kirche sah. Dadurch spielten die Bischöfe auch eine besondere politische Rolle: Sie stellten sich gegen die Söhne des Kaisers, die für

die Aufteilung des Reiches waren. Seit 829 führten diese Spannungen zu militärischen Auseinandersetzungen zwischen dem Kaiser und seinen Söhnen.
Als Ludwig 840 starb, wurde Lothar I. zwar alleiniger Herrscher, doch einigten sich die Söhne 843 im Vertrag von Verdun, das Frankenreich aufzuteilen. Später wurde das Reich durch neue Verträge weiter aufgeteilt. Die Reichseinheit wurde nie wiederhergestellt. Die einzelnen Reichsteile entwickelten unterschiedliche Sitten, Bräuche, Sprachen und wurden so zu eigenständigen Staaten. Einige Zeit darauf sprach man von einem West- und Ostfränkischen Reich, bis dieser Hinweis auf die gemeinsame Herkunft ein Jahrhundert später verschwand. Vom alten Frankenreich sollte nur der westliche Teil den Namen „*Frankreich*" übernehmen. Das aus dem Ostfrankenreich entstehende Heilige Römische Reich, aus dem später Deutschland hervorging, führte die Tradition des römischen Kaisertums fort.

Herrschaft und Staat im Mittelalter

Lehnswesen und Grundherrschaft

Einen mittelalterlichen „Staat" an sich gab es eigentlich nicht. Die Gesellschaft des Mittelalters funktionierte auf der Basis von personalen Beziehungen zwischen einzelnen Gruppen von Menschen (König, weltlicher und geistlicher Adel, freie Bauern, Stadtbürger, hörige Bauern usw.). Lehnswesen und Grundherrschaft bilden dabei die wichtigsten Typen solcher personalen Beziehungen.
Im 8. Jh. setzten die Karolinger entscheidende Veränderungen im Militärwesen durch. Bis zu diesem Zeitpunkt stellten freie Bauern den Grossteil des Heeres. Die Verpflichtung zum Kriegsdienst war ein Kennzeichen des so genannten freien fränkischen Bauern. Da die militärischen Verpflichtungen allerdings zunahmen (u. a. wegen der Arabereinfälle im Westen des Frankenreiches), wurden viele Bauern so in den finanziellen und wirtschaftlichen Ruin getrieben. Dies bedeutete, dass sie sich in den Schutz eines Adligen oder der Kirche begeben mussten. Sie verloren oft ihre rechtliche und persönliche Freiheit, mussten Abgaben und Frondienste leisten oder wurden hörig. Auf der anderen Seite verringerte sich dadurch umso mehr die Anzahl der zum Kriegsdienst fähigen Bauern. Der Not gehorchend, musste also ein neues System der Militärorganisation geschaffen werden. Berittene Krieger (Panzerreiter) übernahmen als eine Art Berufskrieger die Wehraufgaben. Dafür erhielten sie vom König ein Lehen.
Ein Lehen ist ein Land oder ein Amt, das die Berufskrieger vom König für ihren militärischen Dienst erhielten. Dafür waren sie dem König zu Dienst und Treue verpflichtet. Derjenige, der ein Lehen empfing, wurde Lehnsmann genannt, derjenige, der ein Lehen vergab, Lehnsherr. Der König (Lehnsherr) seinerseits war zum Schutz seiner Untertanen (Lehnsmänner, Lehnsleute) verpflichtet.
Das Wort Lehen ist vom lat. Wort „*feudum*" hergeleitet. Deswegen spricht man oft auch von Feudalismus oder Feudalgesellschaft. Für das Mittelalter sind diese gesellschaftlichen Rahmenbedingungen kennzeichnend. Die Belehnung ist ein vielschichtiger, komplizierter Vorgang. Er spielt sich zwischen dem Lehnsherrn (Senior) und dem Lehnsmann (Vasall) ab. Auf der einen Seite begründet die Belehnung ein (personen)rechtliches Verhältnis zwischen Senior und Vasall, bei dem der Vasall dem Senior gegenüber zu militärischer und Amtsdienstleistung verpflichtet ist (Rat und Hilfe). Ebenso war der Senior verpflichtet, den Vasallen in gleicher Weise zu schützen. Der Vasall unterwirft sich bei der Belehnung dem Senior (im so genannten Handgang: der Lehnsherr legt seine Hände um die gefalteten Hände des Lehnsmanns herum) und leistet einen Lehnseid. Die so genannte dingliche Seite des Lehnswesens ist das Lehen, das sowohl in Form von Land, aber später auch in Form von Ämtern oder Titeln vergeben werden konnte. Im Lehnswesen fliessen das altgermanische Gefolgschaftswesen und frühe Formen der Hörigkeit aus der Spätantike zusammen.
Das Lehen ist nur geliehenes Gut bzw. ein geliehenes Amt. Es fällt je nach den Bedingungen des Lehnsvertrages wieder an den Lehnsherrn zurück, ist also nicht von vornherein erblich.
Zu den Lehnsleuten des Königs (Kronvasallen) konnten sowohl geistliche als auch weltliche Adlige gehören. Die Kronvasallen vergaben ihrerseits oft Land an ihre Untertanen. Diese wurden dann zu ihren Lehnsleuten (Untervasallen). Dies war notwendig, damit sie ihre Lehen mithilfe der

Untervasallen verwalten und ihre Aufgaben gegenüber dem König als obersten Lehnsherrn erfüllen konnten. Der König war der grösste Grundbesitzer im mittelalterlichen Staat. Er, seine Lehnsleute und deren Untervasallen bewirtschafteten ihr Land in Form von Grundherrschaften. Da die Adligen ihren Grundbesitz und ihre Lehen nicht selbst bewirtschaften konnten, wurde das Land von abhängigen, persönlich unfreien Bauern bewirtschaftet, oder es wurde ihnen zu bestimmten Bedingungen zur Nutzung überlassen. Der hörige Bauer durfte ohne Erlaubnis des Grundherrn nicht aus der Grundherrschaft ausscheiden. Er war wie der Kleinpächter der spätrömischen Zeit „an die Erdscholle gebunden". Die Hörigen mussten für den Herrn arbeiten und ihm ausserdem Abgaben von der Ernte und aus dem Stall leisten. Aber auch der Grundherr hatte Pflichten: Er musste den Hörigen, wie es in mittelalterlicher Sprache hiess, „Schutz und Schirm" gewähren, d.h. er musste sie schützen und sie unterstützen, z.B. bei Krankheit oder bei Mangel an Saatgetreide infolge einer Missernte oder nach einem Feuer. Er musste sie verteidigen oder Rache üben, wenn Angreifer von ausserhalb die Hörigen oder ihre Sachen verletzt hatten. Innerhalb der Grundherrschaft musste er den Frieden wahren, d.h. Streit unter den Hörigen verhindern und im Streitfall Friedensbrecher bestrafen oder ein Schiedsgericht bilden. In seinem Herrschaftsbereich hatte der Grundherr oder einer seiner Vorfahren eine Kirche errichten lassen, die sein Eigen war. Der Grundherr bestimmte, wer an ihr Priester sein sollte, und liess dafür oft einen seiner Hörigen ausbilden. Neben dem Fronhof war diese Kirche der zweite Mittelpunkt der kleinen Ansiedlung. Oft hatte der Grundherr für seine Kirche eine Reliquie eines Heiligen beschafft. Denn im Gegensatz zu den Bauern kamen die Adligen - besonders auf Kriegsfahrten - in der Welt herum; seit dem Bündnis des Papstes mit der fränkischen Königsfamilie kauften fränkische Adlige für ihre dörflichen Eigenkirchen besonders gerne in Italien Reliquien römischer Heiliger. Die Reliquie wurde auf dem Altartisch aufgestellt. Die Kirche diente auch als Grabstätte für die Familie des Grundherrn. Im Mittelalter war die Vorstellung überall verbreitet, dass am Jüngsten Tage, an dem die Welt zu Ende sein würde, die Gebeine der Heiligen zum Himmel auffahren würden. Man glaubte, dass diejenigen, deren Körper nahe beim Hauptaltar einer Kirche bestattet waren, sich am letzten Tag der Welt an die auffahrenden Gebeine des Heiligen anklammern und auf diese Weise mit zum Himmel auffahren und der Hölle entkommen könnten.

Könige und Kaiser

An der Spitze der mittelalterlichen Gesellschaft standen in der Tradition Karls des Grosse die Könige der einzelnen Reiche bzw. der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Die Krönung der römisch-deutschen Könige und Kaiser war eine ritualisierte Abfolge von Ereignissen rund um die eigentliche Handlung der Krönung und wurde bis zur Krönung des letzten Kaisers mehrere Jahrhunderte lang fast unverändert durchgeführt. Der Begriff der Krönung steht hierbei sowohl für den gesamten Ablauf der Zeremonie als auch für den eigentlichen Akt des „Aufsetzens der Krone", die Krönung im engeren Sinne.

Das Zeremoniell war geprägt durch den Charakter des Reiches als Wahlmonarchie und verband die Traditionen des Kaisertums des antiken Roms, des Königs- und Kaisertums des Fränkischen Reiches und der Königserhebung der germanisch-fränkischen Völker. Der rein weltliche Akt der Königserhebung aus der fränkisch-germanischen Tradition verschmolz dabei immer mehr mit der Salbung und der Liturgie der Messe zu einer Machtdarstellung, die den sakralen Charakter des königlichen Amtes sichtbar machen sollte. Zudem ging es darum, die göttliche Bestimmung des Herrschertums gegenüber den Untertanen, also das Gottesgnadentum des Königs, zu betonen. Die Krone, in die vielfach eine Reliquie eingelegt war, wurde das Zeichen für diese göttliche Bestimmung und seine Stellvertreterschaft Christi auf Erden. Mit der Krönung wurde der König zu einem neuen Menschen.

Widukind von Corvey, der an der Krönung Ottos I. in Aachen im Jahr 936 als Augenzeuge teilnahm, verdanken wir eine der seltenen mittelalterlichen Darstellungen einer Königskrönung. Er berichtete über den Ablauf in seiner *Geschichte der Sachsen:* In Aachen versammelten sich die Herzöge, die vornehmsten Grafen und andere angesehene Grosse des Reiches (die „Fürsten", d.h. die „Ersten") und erhoben den neuen König nach einem Treueid auf den Thron Karls des Grossen. Am Krönungstag zog der König mit Angehörigen des Klerus und den Grossen des Reiches zur Kirche, in der er vom Erzbischof von Mainz erwartete wurde. Der Bischof ergriff die Rechte des Herrschers und

geleitete ihn zur Mitte der Kirche. Nach einer weiteren symbolischen Huldigung durch die Anwesenden empfing Otto die Insignien des Reiches, das Schwert, einen Mantel, das Zepter und eine Spange. Nach der Salbung durch den Erzbischof wurde er gekrönt.
Aus den Quellen zu den verschiedenen Krönungen des 10. bis 14. Jahrhunderts wird ersichtlich, dass die Wahl des Königs wohl selten am Krönungsort stattfand, sondern an einem neutralen Ort, an dem sich die Grossen des Reiches versammeln konnten und trotzdem genügend Abstand zwischen den Lagern der häufig verfeindeten Adligen gewahrt werden konnte. Wohl deshalb, aber auch damit die bei den Verhandlungen für die Wahl unterlegene Partei ohne Gesichtsverlust abziehen konnte, fand die Wahlversammlung häufig unter freiem Himmel statt.
Eine mittelalterliche Königswahl war aber keine Abstimmung im heutigen Sinne durch einen abgegrenzten Personenkreis, sondern eine vorweggenommene Huldigung im Konsens. Je mehr Grosse des Reiches an der Wahl teilnahmen, umso grösser war im Allgemeinen die Legitimation des Gewählten. In der Wahl sollte die „Stimme Gottes" sichtbar werden. Da Gott aber nur eine Stimme hat, musste die Wahl einmütig sein. Deshalb reisten Wähler, die mit einem Kandidaten nicht einverstanden waren, gar nicht erst an oder zogen sich vor dem eigentlichen Wahlakt zurück. Diese Fürsten huldigten entweder später, was meist durch Zugeständnisse und Privilegien erkauft werden musste, oder wählten ihren eigenen Kandidaten in Einmütigkeit. Kam es deshalb zu einer Wahl mehrerer Könige, so musste die darauffolgenden Geschehnisse in Form von kriegerischen Auseinandersetzungen oder der reumütigen Unterwerfung eines der Gewählten entscheiden, bei welcher Wahl die Stimme Gottes überhört wurde.
Bis zum Anfang der frühen Neuzeit muss man zwischen der Krönung zum römisch-deutschen König und der Krönung zum Kaiser unterscheiden. Zwar war der jeweilige Ablauf wohl sehr ähnlich, hinsichtlich des theologischen und weltlichen Symbolgehalts war die Krönung zum Kaiser aber am wichtigsten. Zwar wurde etwa seit dem Hochmittelalter mit der Wahl zum römisch-deutschen König auch der Anspruch auf die Erhebung zum Kaiser verbunden, jedoch konnte dieser Anspruch nicht immer durchgesetzt werden. Auf der anderen Seite legitimierte dieser Königstitel nur die Herrschaft in einem Reichsteil. Nur mit dem Kaisertitel war der Machtanspruch für das ganze Reich, einschliesslich der Wahrnehmung von Rechten in Burgund und in Reichsitalien, ja sogar ein universaler Machtanspruch verbunden. Besonders im Spätmittelalter waren die römisch-deutschen Könige geradezu dazu gezwungen, sich mit Hilfe der Kaiserkrone eine zusätzliche Legitimation zu verschaffen.
Ausserdem wachten die jeweiligen Päpste spätestens seit dem 11. Jahrhundert darüber, dass sie eine überragende Stellung bei der Krönung einnahmen und ihre Macht gegenüber dem Kaiser demonstrierten. Die Kaiserkrönungen fanden, bis auf drei Ausnahmen, stets in Rom statt und wurden vom Papst durchgeführt.
Vor der eigentlichen Krönung fanden meist Monate und mitunter sogar Jahre dauernde Verhandlungen zwischen dem römisch-deutschen König und dem Papst über die genauen Bedingungen der Krönung statt. Wenn der genaue Termin der Krönung feststand, zog der König, von Fürsten und Klerikern begleitet, über die Alpen nach Rom. Diese Romzüge waren oft auch Kriegszüge, um abtrünnige Gebiete in Reichsitalien wieder unter die Herrschaft des Reiches zu bringen.
Ab dem Beginn des 16. Jahrhunderts wurde die Mitwirkung des Papstes bei der Kaiserkrönung und in Folge dessen ein Romzug als nicht mehr notwendig angesehen. Der deutsche König Maximilian I. verkündete am 4. Februar 1508 im Dom zu Trient in einer feierlichen Zeremonie, dass er den Kaisertitel auch ohne Romfahrt und päpstliche Krönung führen werde. Dies wurde notwendig, da die Republik Venedig Maximilian den Durchzug nach Rom verwehrt hatte. Bezugnehmend auf die Goldene Bulle nannte er sich ab sofort „Erwählter Römischer Kaiser". Diesen Titel bestätigte der damalige Papst Julius II., da er ihn für inhaltsleer hielt, verlangte aber gleichzeitig weiterhin den kaiserlichen Schutz für die römische Kirche.
Ausserdem hörte man allmählich auf, zwischen dem Kaisertum und dem Königtum zu unterscheiden. Die einzelnen Herrscher waren entweder schon zu Lebzeiten ihrer Vorgänger gewählt und zum römisch-deutschen König gekrönt worden und wurden dann mit dem Antritt ihrer Regierung Kaiser, ohne erneut gekrönt zu werden, oder sie wurden nach dem Tod ihres Vorgängers zum Kaiser gewählt und als solcher gekrönt.

Die Bischöfe

Im Neuen Testament bezeichnet Bischof eine Führungsfunktion in der lokalen Gemeinde, wobei es keine durchgehenden Rangunterschiede zwischen Bischof und Ältestem gibt und die Ausdrücke oft austauschbar verwendet werden.

Daraus entwickelte sich dann seit ca. 100 n. Chr. das dreifache geistliche Amt Bischof, Ältester (Presbyter) und Diakon mit unterschiedlichen Amtsfunktionen. In den ältesten Berichten war der Bischof der Leiter der lokalen Gemeinde, predigte und leitete die Feier der Eucharistie. Unterstützt wurde er von einem Gremium von Ältesten und von Diakonen. Diese Amtsfunktionen sind, mit unterschiedlichen Bezeichnungen, bis heute in den meisten christlichen Kirchen vorhanden. Ab dem zweiten Jahrhundert kam es neben den weiterhin vorhandenen örtlichen Bischöfen mehr und mehr auch zu Bischöfen, die über mehrere Gemeinden die Aufsicht führten. In solchen Fällen leiteten dann Presbyter als Vertreter des Bischofs die Eucharistiefeier in den lokalen Gemeinden, die Diakone waren die Mitarbeiter des Bischofs auf gemeindeübergreifender Ebene. Der Bereich eines solchen Bischofs wurde Bistum oder Diözese (von griech. *oikos* „Haus", vgl. Ökonomie, Ökologie; Diözese heisst ungefähr „Verwaltungsbezirk") genannt und umfasste meist eine Stadt und die umliegenden Dörfer; die Stadt war der Bischofssitz.

Nach katholischer Auffassung setzt sich in den Bischöfen die Lehr- und Leitungsvollmacht fort, die Jesus den zwölf Aposteln übertrug. In einer ununterbrochenen „Reihe der Handauflegungen" seien alle heutigen Bischöfe mit den Aposteln verbunden. Somit gehört das Bischofsamt zum so genannten „göttlichen Recht". Den obersten Dienst der Einheit hat nach katholischem Glauben der Bischof von Rom als Amtsnachfolger des Petrus.

Anders als heute hatten die Bischöfe im Mittelalter allerdings nicht nur kirchliche, sondern auch weltliche Funktionen als Lehnsleute und Grundherren. Da sich die Könige oft in einem Konkurrenzverhältnis zum übrigen Hochadel befanden versuchten sie, ihre Herrschaft mit Hilfe von durch sie eingesetzten Bischöfen zu festigen. Dabei achteten sie darauf, ortsfremde Kandidaten einzusetzen, die vollständig die königlichen Interessen vertraten. Da Bischöfe offiziell auch kinderlos bleiben mussten, konnte ihr Bistum leichter wieder eingezogen und neu verliehen werden, als ein weltliches Lehen. Die deutschen Könige schufen sich so eine Art Reichskirche, die sie als Verwaltungsinstrument benutzten und damit in gewisser Weise „zweckentfremdeten". Um die Bischöfe bzw. ihre Einsetzung entbrannte denn auch einer der grössten Machtkämpfe des Mittelalters (siehe unten: Investiturstreit).

Die Päpste

Der Papst ist nach katholischer Auffassung Nachfolger des Apostels Petrus, der als erster Bischof von Rom angesehen wird. Sein legendärer Märtyrertod unter Nero ist historisch genauso wenig nachweisbar wie seine Anwesenheit in Rom überhaupt, hat jedoch eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich.

Begründet wird der Führungsanspruch mit einer Stelle aus dem Matthäus-Evangelium (Kapitel 16, Vers 18-19), wonach Jesus gesagt haben soll, er wolle seine Kirche auf Petrus bauen und ihm die Schlüssel des Himmelreiches geben. Seit dem 4. Jahrhundert beansprucht der römische Bischof gestützt darauf für sich eine Vorrangstellung unter den christlichen Bischöfen, die jedoch nur in der westlichen Kirche durchgesetzt werden konnte. Bischof Siricius von Rom (385–399) bezeichnet sich als Erster als *papa*, als ausschliessliche Amtsbezeichnung für den Bischof von Rom wird der Begriff von Gregor I. (590-604) gesetzlich festgeschrieben.

In den Anfangszeiten des Christentums entstanden zahlreiche Bistümer, die von Bischöfen als oberste Priester regiert wurden. Im 4. und 5. Jahrhundert wurden fünf Bischöfe besondere Rechte zuerkannt. Diese wurden von Kaiser Justinian I. als Patriarchen bezeichnet. Leo der Grosse (Bischof von Rom 440 bis 461) wurde der erste Patriarch von Rom und seitdem führt der römische Papst die Bezeichnung „Pontifex Maximus", die zuvor der römische Kaiser als oberster römischer Priester trug. Er sieht sich seitdem als Stellvertreter Christi. Unter Papst Leo I. wuchs neben der geistlichen auch die politische Autorität des römischen Bischofs. Der Papst wurde zum mächtigsten Kirchenfürsten des Abendlandes.

Während des Langobardeneinfalls in Italien um die Mitte des 8. Jh. rief Papst Stephan II. den fränkischen König Pippin III. zur Hilfe. Nach dem Sieg über die Langobarden erhielt Stephan von Pippin ein Gebiet in Mittelitalien geschenkt, welches die Grundlage des späteren Kirchenstaates und damit der territorialen Macht des Papsttums werden sollte.
1054 kam es durch einen Streit zwischen Päpsten und Kaisern zur so genannten Kirchenspaltung. Es kam zur Teilung der Kirche in die römisch-katholische und die griechisch-orthodoxe Kirche. Die Patriarchen auf beiden Seiten exkommunizierten sich gegenseitig. Es folgte der unten beschrieben Investiturstreit mit dem Kaiser, dessen Ausgang die Macht der Päpste weiter stärkte. Ende des 12. Jh. begannen die Päpste schliesslich, sich als Stellvertreter Christi auf Erden zu bezeichnen. Das Papsttum kam damit zu seiner grössten Machtentfaltung.
Im ganzen Mittelalter ergab sich des Öfteren die Situation, dass es mehrere Päpste gleichzeitig gab, da zu Lebzeiten eines bereits rechtmässig gewählten Papstes ein Gegenpapst erhoben wurde. Dazu kam es, weil sich zum Beispiel das Kardinalskollegium spaltete, der Kaiser oder stadtrömische Adelsfamilien in die Papstwahl eingriffen. Ausserdem kam es im 14. Jh. zur Verlegung der Residenz nach Avignon in Südfrankreich und zum grossen Schisma. Papst Clemens V. verlegte seinen Sitz nach Avignon, weil er unter dem Einfluss des französischen Königs Philipp IV. stand und weil dieser ihm massgeblich dazu verholfen hatte, Papst zu werden. König Philipp IV. nutzte die Nähe des Papstes aus, um die Besetzung hoher Kirchenämter zu beeinflussen und um den Templerorden zu bekämpfen. Bis 1377 blieben alle nachfolgenden Päpste im französischen Exil. Erst Gregor XI. kehrte nach Rom zurück. Nachdem dieser gestorben war, kam es zu einem Streit zwischen Urban VI. und Clemens VII. Beide erkannten sich gegenseitig nicht als Papst an. Es kam zum Abendländischen Schisma, welches erst das Konstanzer Konzil (1414–1418) beendete.
Im 14. und 15. Jh. hatten die Päpste eine überragende Machtstellung inne. Dies führte jedoch zu einer Krise, weil das Papsttum sich mehr und mehr zu einer rein politischen Institution entwickelte. Der gesamte religiöse Bereich wurde vernachlässigt, während die Kirche selbst sich als reformunfähig erwies. Eine Situation, die schliesslich in einer weiteren Spaltung der weströmischen Kirche während der Reformation endete.

Der Investiturstreit

Die so genannte Zweigewaltenlehre geht auf Papst Gelasius (5. Jh.) zurück. Danach unterschied man die Welt in einen weltlichen und geistlichen Bereich. Danach ist der König lediglich Laie und nicht zugleich Geistlicher. Die geistliche Gewalt darf nur von geweihten Priestern durchgeführt werden. Dieses Prinzip wurde mit der Zeit sehr vernachlässigt.
So war es wie erwähnt im Hochmittelalter üblich geworden, den ins Amt zu setzenden geistlichen Würdenträgern, den Äbten und Bischöfen, Ring und Stab als Symbole ihrer geistlichen Autorität zu überreichen. Dies taten die Landesherren im Rahmen ihres Investiturrechts. Ausserdem konnten sie Nichtgeistliche ins Bischofsamt einsetzen (Laieninvestitur). Kirchenreformer wandten sich gegen diese den Kirchengesetzen widersprechenden Tendenzen. Ausserdem protestierten sie gegen den moralischen Verfall der Kirche, stritten gegen die Nichteinhaltung des Zölibats (seit dem 6. Jh. für alle Geistlichen vorgeschrieben sind Heiratsverbot und sexuelle Enthaltsamkeit) und gegen den Kauf und Verkauf kirchlicher Ämter.
Als Erster verurteilte der im Jahr 1058 inthronisierte Papst Nikolaus II. (1058/59–1061) im Jahre 1059 unter Mitwirkung zahlreicher Bischöfe die „Laieninvestitur". Papst und Bischöfe beschlossen mit dem Papstwahldekret, dass nur noch die Kardinäle das Recht der Papstwahl haben sollten. Nikolaus II. wollte mit diesem Dekret seine eigene Wahl nachträglich legalisieren. Das Investiturrecht des deutschen Königs wurde mit diesem Edikt jedoch noch nicht angetastet. Der deutsche König durfte weiterhin Bischöfe und Äbte in ihre kirchlichen Ämter einsetzen.
Auch Papst Alexander II. änderte daran nichts. Als er 1073 starb, wurde der Bischof Hildebrand am 22. April 1073 als Gregor VII. neuer Papst. Dieser verkündete die nach ihm benannte „Gregorianische Reform": Er verbot Laieninvestitur, Priester-Ehe und Simonie (Verkauf kirchlicher Ämter, Zeremonien oder Gegenstände). Das von Gregor VII. erlassene „Dictatus Papae" besagte, dass der Papst der

oberste Herr der Christenheit wäre, seine Macht sollte sogar soweit reichen, selbst Könige absetzen zu dürfen.
Das löste den so genannten Investiturstreit (1075/76–1122) aus, in dessen Zentrum die Frage stand, wer berechtigt wäre, Bischöfe oder Äbte in ihre Ämter einzusetzen. (Einsetzung = lat.: *investitura*). Gegen die Reform Gregors wandte sich der deutsche König Heinrich IV. Er wollte weiterhin Kirchenfürsten einsetzen dürfen, die seine Politik im Reich vertraten. Als weltliche Herrscher waren sie Vasallen des Königs und somit zur Loyalität verpflichtet. Kirchenfürsten hinterliessen aufgrund ihres Zölibats keine Nachkommen, so konnten die Landesherren kirchliche Ämter nach dem Ableben der Bischöfe erneut vergeben.
Aber auch Gregor hatte ein Interesse daran, alle weltlichen Einflüsse auf kirchliche Würdenträger auszuschalten. Er ging davon aus, dass der König ein Laie war, da ihm die priesterliche Weihe fehle, und deshalb nicht berechtigt, Investituren durchzuführen. Dies könnte nur mit göttlicher Vollmacht geschehen. Der König verfüge jedoch nicht über göttliche Vollmacht.
De facto ging es natürlich um Macht: um den päpstlichen Weltherrschaftsanspruch, der in den 27 Sätzen des „Dictatus papae" formuliert wurde. Die Synode in Rom drohte daraufhin 1075 den König mit dem Bann, woraufhin Heinrich und die empörten deutschen Bischöfe am 1076 Gregor VII. für abgesetzt erklärten. Der Papst machte seine Drohung wahr und sprach den Bann gegen den König aus. Das bedeutete für Heinrich die Exkommunikation, also den Ausschluss aus der Kirche. Damit war formal der Treueid der Fürsten und Bischöfe aufgehoben. Gebannt konnte er also nicht mehr König sein. Die deutschen Fürsten und Bischöfe drängten nun zur Tat. Es kam zu Kämpfen zwischen den zerstrittenen Lagern in Deutschland. Um die innerdeutschen Fehden zu beenden und seinen Status als König zu erneuern, trat Heinrich IV. den berühmten „Gang nach Canossa" an, der gewiss nur ein taktischer Schachzug war. Der König wollte die Ruhe im Land wiederherstellen. Die deutsche Fürstenopposition wählte jedoch während seiner Abwesenheit am 15. März 1077 den von Papst Gregor VII. unterstützten Rudolf von Schwaben (von Rheinfelden) zum Gegenkönig.
Kaiser Heinrich IV. trat im Winter 1076/77 mit seiner Familie den beschwerlichen Weg über die Alpen an. Drei Tage lang, vom 26. bis 28. Januar, wartete er bei klirrender Kälte im Büssergewand vor der Burg Canossa am Nordhang des Apennin auf die Aufhebung des Banns durch den Papst. Dorthin nämlich hatte sich der furchtsame Papst, der gerade auf dem Weg zum Reichstag in Augsburg war, begeben, nachdem er erfahren hatte, Heinrich wäre in Italien. Mit seinen Truppen hätte der König sehr leicht den Papst gefangen nehmen und so den Bann annullieren lassen können. Gregor wusste nichts von Heinrichs Absichten, deshalb liess er ihn warten. Nachdem man sicher war, dass keine Gefahr vom König ausging, erklärte der Abt von Cluny schliesslich am 28. Januar die Aufhebung der Exkommunikation des Kaisers und somit die Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Christenheit. Heinrich schwor dem Papst unbedingten Gehorsam und sicherte ihm Treue und königlichen Schutz zu.
Heinrich war sich sicher, dass mit der Aufhebung des Bannes durch den Papst sein Status als deutscher König wiederhergestellt wäre. Nach der Wahl Rudolfs von Schwaben zum Gegenkönig durch die deutsche Fürstenopposition brach in Deutschland ein Bürgerkrieg um die Königskrone aus. In der Schlacht an der Elster am 15. Oktober 1080 tötete Heinrich seinen Rivalen. Er hackte ihm die rechte Hand ab (das Abhacken der Schwurhand galt als Gottesurteil). Gregor VII. exkommunizierte Heinrich nun erneut, daraufhin eilte der König nach Rom, nahm die Stadt 1084 ein, stellte einen Gegenpapst auf und liess sich von diesem zum Kaiser krönen. Gregor VII. sass derweil in der Engelsburg und wartete auf seine Befreiung. Die süditalienischen Normannen eilten dem Papst zu Hilfe, und der König musste angesichts der militärischen Überlegenheit abziehen. Gregor ging ins Exil. Der König konnte seine Herrschaft trotz der Wahl eines weiteren Gegenkönigs wieder festigen. Papst Paschalis erneuerte jedoch 1105 die Exkommunikation Heinrichs, der 1106 starb. Erst das Wormser Konkordat von 1122 beendete den Investiturstreit zwischen Kaiser und Papst mit einem Kompromiss: Der Kaiser akzeptierte den Anspruch der Kirche auf die Investitur mit Ring und Stab, den Symbolen für die geistliche Ehe mit der Kirche und das priesterliche Hirtentum. Des Weiteren gewährte er jeder Kirche seines Herrschaftsbereiches die freie Bischofswahl und unbehinderte Weihe des Gewählten. Im Gegenzug räumte der Papst ein, dass die Wahl der deutschen Bischöfe und Äbte

in Gegenwart kaiserlicher Abgeordneter verhandelt, der Gewählte aber mit den Hoheitsrechten, die mit seinem geistlichen Amt verbunden waren, vom Kaiser durch das Zepter als weltlichem Investitursymbol belehnt werden solle.

Lebensformen im Mittelalter

Das Leben auf dem Land

Das ganze Mittelalter hindurch lebte und arbeitete der bei weitem grösste Teil der Bevölkerung auf dem Lande - trotz der Entstehung und des Wachstums der Städte von etwa 1000 n. Chr. an. Am Ende des Mittelalters waren schätzungsweise noch neun Zehntel der Gesamtbevölkerung Bauern und bäuerliches Gesinde.

Im Frühmittelalter war die landwirtschaftliche Nutzfläche viel kleiner als heute. Die Dörfer waren kleine „Siedlungsinseln" inmitten unbewirtschafteten und unerschlossenen Landes. Die Wälder waren um ein Vielfaches ausgedehnter, und weite Flächen waren mit Sümpfen oder Mooren bedeckt. Die Menschen fürchteten das Innere der Wälder; dort heulten die Wölfe; Bären gab es da. Wölfe und Füchse fielen manchmal Vieh und Federvieh der Bauern an. Nur die Waldränder waren geschätzt: Sie dienten im Herbst zur Eichelmast der Schweine, und die Bauern konnten sich mit ihren Holzrechen trockenes Laub als Futter und als Streu für den Stall zusammenharken. An den Waldrändern wurde Holz (zur Verwendung als Bauholz, Schindeln und Brennholz) geschlagen; die Stümpfe blieben in Gürtelhöhe stehen und verwitterten.

Als Hauptgetreidesorten wurden Hafer, Roggen und Hirse angebaut, Weizen in geringerem Umfange, auf den schlechten Böden die anspruchsloseren und weniger ergiebigen Getreidearten Dinkel und Buchweizen. Die Ernte-Erträge waren gering: Die Böden waren schnell erschöpft, denn Kunstdünger war unbekannt. Wegen der unterentwickelten Viehhaltung gab es auch nicht genügend Mist für die Düngung mit Naturdünger. Das Saatgut war weniger widerstandsfähig als heute. Nach Herbstaussaat erfror es leicht bei stärkeren Winterfrösten, und es war anfällig gegen Pilz- und Bakterienbefall. Die Getreidepflanzen verdorrten leichter als heutige bei Hitze und starkem Sonneneinfall. Im Mittelalter litten die Bauern unter der Wildplage; die Rehe und Hirsche und anderen Wildtiere zertrampelten die bestellten Felder. Das Ernte-Ergebnis betrug nur das Vierfache der Aussaat. Ein Viertel davon musste gleich wieder als Saatgut zurückgelegt werden, und von dem übrigen bekam bei den hörigen Bauern der Grundherr noch ein Drittel als Abgabe. Der Getreideanbau reichte nicht für eine ausreichende Viehfütterung. Die Milchleistung der Kühe betrug schätzungsweise kaum ein Zehntel der heutigen (heute 2500—3000 Liter im Jahr). Kleinvieh- und Schweinehaltung waren verbreitet. Wenn es in der einfachen Bevölkerung statt des täglichen Hafer- oder Hirsebreis Fleisch gab, so war es gekochtes Schweinefleisch. Hungersnöte waren nach schlechten Erntejahren das Übliche.

Die Menschen fühlten sich im Mittelalter von der Natur viel mehr abhängig als die Menschen des 20. und 21. Jahrhunderts, die mit den Mitteln angewandter Wissenschaft ins Naturgeschehen eingreifen (und zudem die Folgen eines witterungsmässig schlechten Erntejahres mit Hilfe des über die ganze Erde geknüpften Handelsnetzes ausgleichen) können. Die Menschen des Mittelalters versuchten auf andere Weise, auf den Naturablauf einzuwirken. Sie wollten das Naturgeschehen durch religiöse Handlungen beeinflussen. Sie riefen besondere Schutzheilige um Hilfe an, die das Vieh vor Krankheit bewahren sollten und die Felder vor Hagelschlag, vor Trockenheit, vor zu frühem Frost. Sie erbaten Hilfe für die tragenden Muttertiere. Unter das Viehfutter mischten sie Weihwasser, und beim Priester erbaten sie einen Feldumgang, bei dem er lateinische Segenssprüche sprechen sollte. Obwohl sich die Menschen auch in der Art, in der sie ihre Arbeiten ausführten, im Allgemeinen fast ausschliesslich an die Traditionen hielten, wurde dennoch in der Karolingerzeit die Bodennutzung von der Feldgraswirtschaft zur Dreifelderwirtschaft weiterentwickelt. Bei der Feldgraswirtschaft wurden einzelne Felder mehrere Jahre nacheinander bebaut und dann mehrere Jahre brach liegen gelassen oder Fruchtanbau und Brache nach jedem Jahr gewechselt. Bei der Dreifelderwirtschaft liegt von drei Feldern eines brach, eines trägt im Herbst, eines im Frühling ausgesätes Getreide, und jährlich wird gewechselt.

Die Lage der Bauern verbesserte sich durch Jahrhunderte hindurch. Im Vergleich zum Frühmittelalter wurden sie wohlhabender und auch freier. Die Verbesserung der bäuerlichen Lebensbedingungen hing mit der Entwicklung der Städte und der Herausbildung der Marktwirtschaft zusammen. Während der Zeit des Frankenreichs war eine fast reine Selbstversorgungswirtschaft betrieben worden. Handel, d.h. Kauf und Verkauf von Waren, war eine seltene Ausnahme gewesen. Die meisten der benötigten Erzeugnisse wurden innerhalb der einzelnen Grundherrschaften hergestellt. Etwa seit dem Beginn des Hochmittelalters konnten die adeligen Grundherren die von ihnen benötigten Erzeugnisse, wie z.B. Prachtgewänder und Lederwaren, Waffen und Metallgeräte, bei den städtischen Handwerkern in viel besserer Qualität bekommen, als sie ihnen die Gesindeleute in ihrer Grundherrschaft hatten herstellen können. Um in den Städten bei den Handwerkern kaufen zu können, brauchten sie Geld.
Herausbildung einer Marktwirtschaft bedeutete nicht, dass in allen Haushalten nur noch solche Geräte, Bekleidungsstücke, Verbrauchsgüter usw. verwendet wurden, die von Handwerkern hergestellt worden waren, die sich auf die Herstellung dieser Artikel spezialisiert hatten. Vor allem die Bauern betrieben, soweit sie es irgend konnten, Selbstversorgung. Aber innerhalb der gesamten Wirtschaft nahm der Handel an Umfang und Bedeutung zu. Im Hochmittelalter erwarb die adlige und die städtische Bevölkerung die benötigten Güter meist durch Kauf. Auch die ländliche Bevölkerung kaufte z.B. Pflugscharen und anderes Acker- und Arbeitsgerät aus Metall. Die Bauern beteiligten sich an der Marktwirtschaft andererseits dadurch, dass sie auch für den Markt in der nächsten Stadt oder zum Verkauf auf ferner gelegenen Märkten produzierten.

Weil die Grundherren für ihre Einkäufe Geld brauchten, fanden sie es gut, dass ihre hörigen Bauern anstelle der bisher auf den Herrenfeldern geleisteten Arbeit jährlich eine feste Geldsumme (Grundzins) zahlten. Auch verpachteten viele Grundherren alle oder einen Teil der Herrenfelder gegen einen festen Pachtzins an Bauern. Die Bauern konnten ihre Arbeitskraft dann allein für die von ihnen bestellten Felder verwenden, deren Ertrag ihnen gehörte.
Die Bauern bemühten sich, die landwirtschaftliche Produktion zu steigern. Denn seit es Städte gab, produzierten die Bauern nicht mehr nur für den Eigenbedarf, sondern auch für den Verkauf in der Stadt. Bis etwa 1350 stiegen langsam, aber stetig die Getreidepreise und die Preise für die anderen landwirtschaftlichen Produkte. Diese Preissteigerung kam voll den Bauern zugute, wenn sie mit ihren Grundherren einen festen Grundzins ausgemacht hatten. Bauern wurden nicht nur wohlhabender, sondern auch freier: Viele Grundherren erlaubten den Bauern gegen ein Austrittsgeld, die Grundherrschaft zu verlassen und in eine Stadt zu ziehen.
Im Hochmittelalter wurden technische Verbesserungen des Arbeitsgeräts für die Landwirtschaft erfunden; bis gegen 1350 waren sie überall im Deutschen Reich bekannt: der Scharpflug statt des Hakenpflugs, der Dreschflegel und die Sense, die allerdings nur beim Grasmähen die Sichel ersetzte. Für die Getreidemahd wurde weiterhin die Sichel benutzt, auch wenn die Arbeit mit diesem Gerät für Handgelenk und Rücken (gebückte Haltung) des arbeitenden Menschen beschwerlicher war. Bei Verwendung der Sense wären die Ernteverluste zu hoch gewesen, weil die verschiedenen Getreidesorten später reiften als heute und die Körner zur Erntezeit in den Ähren sehr locker sassen.
Mit dem Scharpflug wurde der Boden gewendet. Dadurch wurden die oberirdischen Pflanzenreste vollständig mit Boden bedeckt und trugen durch ihre Verwesung zur Verstärkung der Ertragskraft des Bodens bei. Die Bearbeitungstiefe reichte aber auch mit dem neuen Pflug nicht über etwa 15 cm hinaus. Der Scharpflug erforderte eine stärkere Zugkraft als der Hakenpflug, der den Boden nur aufgerissen hatte. Deswegen mussten jetzt zwei Tiere vor den Pflug gespannt werden. Geschichtsforscher nehmen an, dass sich oft zwei Bauern zum Pflügen zusammentaten, um nicht zusätzliche Zugtiere anschaffen zu müssen. Eine etwas spätere Neuerung war die Einführung der aus Holzleisten und Holzzinken hergestellten Egge anstelle der aus Stämmen und Zweigen von Sträuchern gewundenen Strauchegge. Die Egge wurde zum einen dazu verwendet, den durch das Pflügen gefurchten Acker wieder einzuebnen. Gesät wurde mit der Hand. Die Bauern überdeckten in einem zweiten Arbeitsgang mit der Egge die Körner mit Bodenkrume, um das Keimen zu begünstigen und den Verlust durch körnerpickende Vögel geringzuhalten.

Einige Bauern bauten Gewerbepflanzen zur Lieferung an Handwerker in der Stadt an: Flachs und Hanf, Waid (blauer) sowie Krapp (roter Färbstoff) fürs Tuchgewerbe und Hopfen für die Brauereien. Im Hochmittelalter haben die Bauern einen viel kleineren Teil des bebauten Bodens als grasbewachsene Weidefläche eingerichtet als heute. Grössere Grasflächen fürs Vieh wurden nur in den neu eingedeichten Fluss- und Seemarschen und in den Alpen (Almenwirtschaft: Herstellung von Käse als haltbares Milchprodukt) eingerichtet. In den anderen Teilen des Landes standen nur die — im Gemeinbesitz der Dorfbewohner befindlichen — Dorfwiesen als Weideflächen zur Verfügung, die aber bei weitem nicht ausreichten. Die Bauern mussten das Vieh auf die Brachfelder treiben. Da die Felder meist nicht umzäunt waren, wurden auch Rinder, Schweine und Gänse von Hirten gehütet. Nur im kältesten Winter fütterte der Bauer Rind, Pferd, Schwein und Ziege im häuslichen Stall; solange es irgend ging, wurden die Tiere draussen geweidet. Unter den Schweinen war eine hochbeinige Rasse mit wildschweinartigem Rüssel weit verbreitet; die Tiere waren besonders für die Waldweidung (Eichelmast) geeignet.
Pferde wurden schon planmässig gezüchtet. Den Rittern verkauften die Züchter ein schweres und dennoch wendiges Reitpferd für den gepanzerten Reiter, ein leichtes Luxustier fürs Reiten der Damen und für Schnellritt und ein leichtes Pferd fürs Wagenziehen. Das „gemeine Feldpferd" war vermutlich wenig kräftig und von schmächtiger Gestalt, es kostete kaum mehr als ein Zugochse. Ausser in den Alpen und Teilen der norddeutschen Tiefebene konnten sich die Bauern nur wenige Rinder leisten. Sie dienten wohl fast nur für den Eigenbedarf. Für die Milchversorgung musste sich der Stadtbewohner eine eigene Kuh halten, die der städtische Kuhhirte morgens vor die Mauern trieb. In vielen Gegenden wurde die Viehzucht dadurch erschwert, dass niemand die Haltung der Vatertiere übernehmen wollte, die wenig abwarf. Es bildete sich schliesslich die Regelung heraus, dass der Pfarrer als Empfänger des Kirchenzehnten auf dem Pfarrhof die benötigten Vatertiere zu unterhalten hatte.

Der grösste Teil der bäuerlichen Bevölkerung musste körperlich hart arbeiten, auf den Feldern von Sonnenaufgang bis -untergang, danach im Haus. Die Arbeit von Handwerkern nahm der Bauer nur in Anspruch, wo es sich gar nicht vermeiden liess. Vor allem die Dinge, die sich aus Holz anfertigen liessen, machte er selbst, die einfachen Möbel (Tisch und Sitzbänke), auch die Holzschüssel, aus der die ganze Familie mit den - selbstgeschnitzten - Holzlöffeln ass. Um Unterhaltung zu haben und um Beleuchtung zu sparen, kamen abends viele Frauen des Dorfes, vor allem die noch unverheirateten, in der Kammer eines Hauses zusammen, um beim schwachen Licht eines mal flackernden, mal glimmenden Kienspans (Ast aus harzreichem Kiefernholz) zu spinnen (noch nicht mit dem Spinnrad, sondern mit Spinnrocken und Spindel). Dabei sangen sie Lieder; oder eine der alten Frauen des Dorfes erzählte aus dem Gedächtnis Märchen. Im Mittelalter war Unterhaltung meistens eine Begleitung der Arbeit, nicht der Zeitvertreib nach der Arbeit. Die Menschen auf dem Lande hatten so gut wie keine Freizeit. Freie Zeit am helllichten Tag war eins der Vorrechte des Adels und abendliche Freizeit auch das der meisten Stadtbewohner.
Die Dörfer waren im Hoch- und auch noch im Spätmittelalter wesentlich kleiner als heute oder auch als im vorigen Jahrhundert. Die — niedrigen und kleinen — Bauernhäuser wurden von den Bauern mit ihrem Gesinde und ihren „Freunden" (den Verwandten) aufgerichtet. Holzständer mit Querbalken bildeten gleichsam das Gerippe eines Hauses. Die Felder zwischen den Balken wurden mit gewundenem (daher „Wand") Reisig oder mit Knüppelgeflecht ausgefüllt; darauf wurde feuchter Lehm geworfen und dieser danach glattgestrichen. Der Boden der Häuser bestand aus festgestampftem Lehm. Die Fenster waren unverglast und klein, so dass die Räume schummerig und wenig belüftet waren. Die Bauern hatten nur wenige Möbel: den aus rohem, wenig behauenem Holz gezimmerten Tisch und ebensolche Sitzbänke und die selbst angefertigten Bettgestelle, auf denen Strohsäcke lagen, wenn man nicht auf dem Boden auf dem Stroh schlief.

Ritter und Burgen

Das Rittertum hatte seine Ursprünge im germanischen Gefolge. Bereits die frühmittelalterlichen Hausmeier und Könige der Karolinger schufen sich ein schlagkräftiges Heer von Gefolgsleuten.

Gegen die Überlassung von Grund und Boden als Lehen leisteten sie als Berufskrieger ihren Lehnsherren Kriegsdienste.
Die Bezeichnung Ritter rührte daher, dass zu Pferde gekämpft wurde. Es handelte sich also um berittene Krieger, kurz Ritter, die mit Helm, Schild und Lanze, eisernem Kettenhemd sowie Arm- und Beinschienen ausgerüstet waren. Neben dem bisherigen Volksheer aus leicht bewaffneten, wehrpflichtigen Bauern trat ein berittenes Berufskriegerheer. Da die Ansprüche an die Kampfestechnik und die Bewaffnung wuchsen und die Möglichkeiten einfacher Bauern überstiegen, wurde das alte Volksaufgebot schliesslich im Hochmittelalter ganz vom Ritterheer verdrängt.
Ritter konnte werden, wer sich ein gut trainiertes Schlachtross, Pferde für die Knappen und zum Transport der Ausrüstung sowie die teure Ausrüstung selbst leisten konnte, also über einen bestimmten Reichtum verfügte. Aus dem „Beruf" Ritter entwickelte sich im Laufe der Zeit ein adliger Stand, dem man durch Geburt angehörte. Seit Ende des 12. Jh. konnten nur noch Söhne von Rittern wieder Ritter werden.
Der Ritter war zur Leitfigur der Gesellschaft an den Kaiser- und Fürstenhöfen geworden. Es galt als vornehm, Ritter zu sein und ritterlich zu leben. So liess Kaiser Friedrich I. Barbarossa zu Pfingsten 1184 auf einem glanzvollen Fest in Mainz, an dem 70'000 Ritter teilgenommen haben sollen, seine beiden Söhne zu Rittern weihen.
Das mittelalterliche Rittertum entstand in Südfrankreich. Von dort aus breitete es sich über Burgund und Flandern auf ganz Europa aus. Seine höchste Blüte erlebte es im Zeitalter der Kreuzzüge und unter den staufischen Kaisern des 12. Jh.
Der Niedergang des Rittertums als Zier der höfischen Gesellschaft erfolgte mit dem Ausgang des Mittelalters, dessen Kind es war. Ende des 15. Jh. wurden auf den Schlachtfeldern die ersten Landsknechtheere eingesetzt. Dazu kam neue Waffentechnik, z.B. die schon im 14. Jh. verbesserte Armbrust, deren Bolzen jede Rüstung „knackte". Die Landsknechte, in der Regel für Geld kämpfende Söldner, waren zwar Fusskämpfer. Sie waren aber schwer und besser bewaffnet, kämpften in geschlossenen Haufen und waren im Kampf ausserordentlich diszipliniert. Gegen diese Kampfverbände hatten die Ritter keine Chance; verstanden sie sich doch mehr als Einzelkämpfer, die als freie Herren auch im Kampf die freie Entscheidung beanspruchten. Es war also auch die Unfähigkeit zur Disziplin, die den Ritterheeren zum Verhängnis wurde.
Ausserdem engte seit dem 14. Jh. in Deutschland der Ausbau der Territorialstaaten durch die Fürsten den Spielraum des niederen Adels, dem die meisten Ritter angehörten, immer mehr ein. Zudem verlagerte sich der wirtschaftliche Fortschritt in die aufstrebenden Städte. So verlor die ritterliche Elite der mittelalterlichen Gesellschaft an politischem Gewicht und wirtschaftlicher Stärke. Beides führte dazu, dass immer mehr Ritter in die Städte abwanderten. Andere zogen sich auf ihre Besitzungen zurück und pressten die Bauern aus, um ihren Lebensstandard halten zu können. Wieder andere wurden zu Raubrittern, die Reisende und Kaufleute erbarmungslos ausplünderten. Das waren auch die Ursachen, weshalb der Niedergang zugleich mit einem erheblichen Ansehensverlust des Rittertums verbunden war.

Man spricht noch heute von ritterlichem Verhalten, wenn sich ein Mann achtungsvoll, grosszügig und vor allem hilfsbereit verhält. Diese Werte gehen auf die Besonderheiten der ritterlichen Ethik im Mittelalter zurück: Aus dem Ritterstand entstammte ein ritterlicher Ehrenkodex, der schliesslich für den ganzen Adel verbindlich wurde.
An der Spitze der ritterlichen Tugenden stand die triuwe (die Treue) zum Lehnsherrn, die aber auch das gegebene Wort und die beständige Liebe zu Gott einschloss. Zu den Tugenden gehörte weiter die staete (die Beständigkeit), das beharrliche Festhalten am Guten und Richtigen, die durch die maze (das massvolle Handeln) unterstützt bzw. korrigiert wird. Diese Tugenden zusammengenommen sollten den Ritter zur zuht (Selbstzucht) und einem vorbildlichen Leben führen.
Die ritterlichen Tugenden verpflichteten jeden Ritter zur Wahrung von Frieden und Recht, zum Schutz der Armen und Schwachen, zur Schonung des besiegten Gegners und zum Dienst für Gott und Kirche.

Die Umgangsformen eines Ritters mussten sich andererseits durch hövescheit (Höfischkeit) auszeichnen: Neben festlicher Kleidung oder geistreichem Gespräch war es eine respektvolle Haltung zur Frau, die Minne (die „höfische Liebe"), welche vom Ritter gefordert wurde. Minne wurde als verehrendes, dienendes Werben um die Gunst der Frau verstanden, also als Dienst, der an den Höfen auch im Minnesang seinen Ausdruck fand. Im 12. Jh. sind es Dichter und Troubadoure, die die Liebe entdecken und besingen. In ihren Liedern und Gedichten zelebrieren sie eine nachgerade kultische Verehrung der adligen Frauen.
Ein Ritter konnte seine vorbildliche Höfischkeit nicht nur in der Minne, sondern auch beim Waffengang im Ritterturnier beweisen: Turniere wurden ab dem 12.Jh. zu einer wichtigen „Schaubühne" höfischen Verhaltens. Sie boten ausserdem die Möglichkeit, sich in der Kriegskunst zu üben. Die Begegnungen zweier Ritter im Turnier liefen nach einem strengen Regelwerk ab. Sie konnten friedlich oder feindlich ausgerichtet sein.
Bei feindlichen Turnieren wurden scharfe kriegstaugliche Waffen eingesetzt. Sie endeten deshalb häufig mit dem Tod eines der Gegner. Friedliche Auseinandersetzungen fanden mit abgestumpften Lanzen und Schwertern statt und trugen mehr den Charakter des sportlichen Kräftemessens.

Auch die Wahl der von den Turnierteilnehmern getragenen Abzeichen hing mit dem Charakter des Kampfes zusammen. War er feindlich, trugen die Ritter ihr Familienwappen als Kampfzeichen. Ging es nur um die Ehre, wurden andere Zeichen getragen. Anhand der besonderen farblichen Gestaltung der Ausrüstungsgegenstände konnten die einzelnen Ritter von der zuschauenden höfischen Gesellschaft unterschieden werden. Ausserdem verdeutlichten die Farben den Stand eines Ritters und die jeweils geltenden Kampfregeln. Diese Regeln waren vom ritterlichen Ehrenkodex geprägt und bezogen sich vor allem auf Verhaltensmerkmale wie Mut, Ehre und Grossherzigkeit.
Das wirkliche Leben der Ritter stand nicht selten im krassen Widerspruch zu den ritterlichen Tugenden und den Idealen der höfischen Kultur. So bestimmten beispielsweise häufig – statt Minne und Anbetung – eher Gewalt bis zur Vergewaltigung das Verhältnis der Ritter zu den Frauen. Und gegen die eigenen feudal abhängigen Bauern verhielten sich die Ritter nicht unbedingt den Werten ihres Ehrenkodex entsprechend.

Die Vorläufer der mittelalterlichen Burgen waren bei den Kelten, Germanen und Slawen durch Wälle, Wassergräben, Mauerwerk oder Palisaden geschützte Zufluchtsorte für die Stammesbevölkerung in Kriegszeiten. Diese Fliehburgen waren in friedlichen Zeiten meist unbewohnt.
Bereits im 9. und 10. Jh. begannen dann mächtige Adelsgeschlechter befestigte Wohnsitze zu errichten, von denen aus sie das umliegende Land beherrschen konnten. Angesichts der ständigen Übergriffe benachbarter Adliger und der häufigen kriegerischen Wirren konnte die Herrschaft nur noch mithilfe von Burgen ausgeübt werden.
Im späten 11. Jh. begann die Blütezeit des Burgenbaus. Man schätzt, dass im Mittelalter allein im Deutschen Reich knapp 20'000 Burgen errichtet wurden, von denen heute immerhin noch 6'500 meist nurmehr als Burgruinen erhalten sind. In dieser Zeit ging auch das ursprünglich allein dem König vorbehaltene Recht zum Burgenbau zunächst auf die Landesfürsten, dann auf Grafen und Bischöfe und schliesslich auf den übrigen Adel und das Rittertum über. Die zu selbstständigen Herren über ihre Besitzungen aufstrebenden Fürsten und Ritter suchten von sicheren Burgen aus die Bewohner ihres Herrschaftsgebietes „in den Griff" zu bekommen und jede Einmischung von aussen zu verhindern.
Die Adelsgeschlechter und ritterlichen Familien nannten sich von nun an auch nach ihrer Stammburg, z.B. „von Habsburg" oder „von Staufen". Die Burgen waren das Herrschaftssymbol des Rittertums, denn der Ritter war „Herr" durch seine Burg.

Burgen waren auch Mittelpunkt des ritterlichen Lebens und erfüllten eine wirtschaftliche Funktion. Die Burgherren verwalteten von ihnen aus ihre Besitzungen, trieben von abhängigen Bauern Abgaben ein und sicherten Strassen und Brücken, wofür sie Zölle erhielten. Im Schutz der Burgen siedelten sich häufig Handwerker und Kaufleute an. So wurden die Standorte von Burgen häufig auch zu Keimzellen von Siedlungen und Städten.
Burgen sind baulich meist streng an ihre Lage angepasst und können sich deshalb im Aussehen erheblich voneinander unterscheiden: Wenn es die natürlichen Bedingungen erlaubten, dann errichteten die Adligen und Ritter ihre Burgen vorzugsweise auf schwer zugänglichen Bergen oder auf steil abfallenden Felsvorsprüngen. Diese Höhenburgen waren auch mit recht geringen Kräften zu verteidigen und in ihrer Zeit nahezu uneinnehmbar.
Im Tiefland, beispielsweise in Norddeutschland, Dänemark oder im nördlichen Polen, wo Berge und Erhebungen fehlen, wurden vor allem Wasserburgen errichtet. Neben wehrhaften Mauern sind es bei diesen Burgen mit Wasser gefüllte breite Gräben und sich anschliessende versumpfte Niederungen bzw. Gewässer, die die Schutzfunktion ausüben.

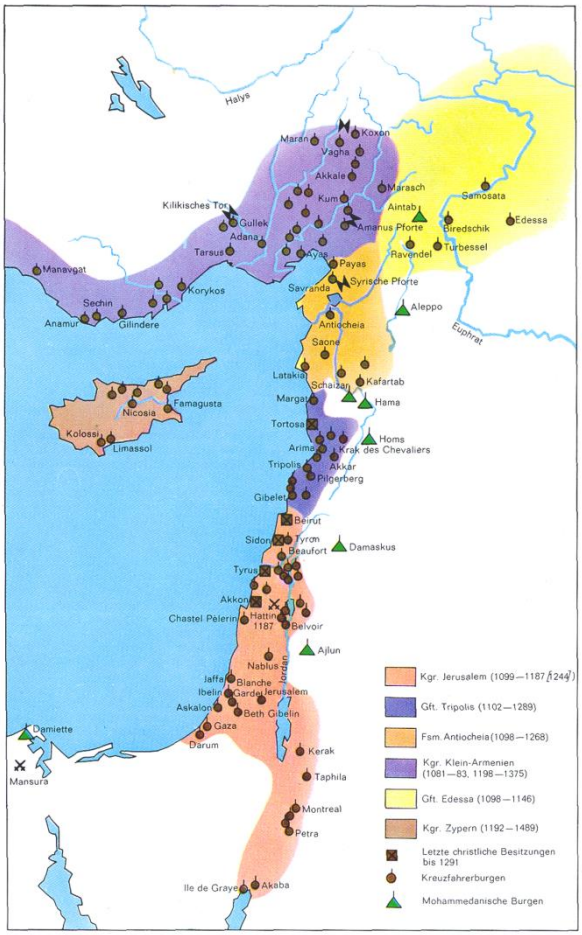
So unterschiedlich die Lage von mittelalterlichen Burgen sein konnte, so relativ einheitlich waren jedoch ihre Baubestandteile. Das resultierte aus der gemeinsamen Funktion aller Burgen, der Wehrfunktion:
Die Burg wurde mit einem Graben und einer mehrere Meter dicken und meist mehr als 10 m hohen Mauer geschützt. Der Graben konnte je nach Lage mit Wasser gefüllt sein, und die manchmal sogar doppelte Ringmauer war mit Zinnen, später mit Schiessscharten bewehrt und mit Wachtürmen und einem Wehrgang versehen.
Zugbrücke und Fallgitter sicherten das Torhaus bzw. den Torbau. Dieser bildete oftmals gemeinsam mit weiteren Vorbauten eine regelrechte Vorburg.
Der Hauptturm jeder Burg war der weithin sichtbare, sich über den Burghof erhebende Bergfried. Er symbolisierte mit einer Höhe von bis zu 40 m nicht nur die Macht des Burgherrn. Er war auch bei erfolgreichen Angriffen von Gegnern die letzte Zuflucht für ihn, seine Familie und die engsten Vertrauten. Gleichzeitig dienten die unteren und die Kellergeschosse des Bergfrieds als Burgverlies.
Der Burgherr lebte mit seinem Gefolge im Palas, dem häufig sehr prachtvoll ausgestatteten Hauptgebäude jeder Burg. An der Ringmauer standen gewöhnlich noch weitere Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Dazu gehörten die Kemenate, das Frauenhaus, als Wohnstätte für die Burgfrau und deren Bedienstete, das Zeughaus mit der Rüstkammer sowie Stallungen, Speicher und Scheunen. Jede Burg hatte aber auch ihre eigene Burgkapelle. Von besonderer Bedeutung war der Brunnen der Burg im Brunnenhaus. Seine Ergiebigkeit entschied bei Belagerungen nicht selten mehr als die Dicke der Mauern über die Dauer des Widerstands der Burgbesatzung.
Die meisten Ritterburgen vermitteln noch heute einen nachhaltigen Eindruck, wie bescheiden und gesundheitsschädlich das Leben der Menschen hinter den Burgmauern war. Die Ritterburgen waren meist sehr klein und massen häufig nicht viel mehr als 30 bis 40 m in der Länge. Es lebte sich in ihnen also auch ausserordentlich beengt. Kachelöfen kannte man zwar seit dem 13. Jh. Sie befanden sich aber nur in den herrschaftlichen Wohnräumen, während in den Unterkünften der Bediensteten höchstens ein offen qualmendes Feuer spärlich Wärme und Licht verbreitete. In den düsteren Gemächern mangelte es aber auch an Licht. Der ständige Durchzug und das Fehlen selbst der einfachsten hygienischen Gerätschaften auf vielen Burgen machten die unterschiedlichsten Krankheiten zu ständigen Gästen. Nur die Herrenburgen der Fürstenhöfe erreichten stattlichere Grössen und einen wesentlich besseren Wohnkomfort.
Seit der Wende zur Neuzeit an der Schwelle zum 15. Jh. wurden keine Burgen mehr gebaut. Das hing mit dem Aufkommen der Feuerwaffen zusammen. Insbesondere den Geschossen von Kanonen konnte auf Dauer selbst die dickste Burgmauer nicht widerstehen. Insofern hatte die Zeit die Burgen überlebt. An ihre Stelle traten die Schlösser des Adels, die allerdings keine Wehrfunktion mehr hatten.

Die Kreuzzüge

Das grösste Unternehmen des europäischen Rittertums bildeten die verschiedenen Kreuzzüge, zunächst zur „Befreiung" des Heiligen Landes, dann auch mit anderen Zielsetzungen. Der erste Kreuzzug ergab sich aus der Bedrängung des Byzantinischen Reiches durch die muslimischen Seldschuken (Turkvolk, das auf Kosten der Araber grosse Teile Persiens und den Irak erobert hatte). Der byzantinische Kaiser Alexios I. Komnenos hatte im Westen um Hilfe angefragt und Papst Urban II. rief denn auch auf der Synode von Clermont 1095 zum ersten Kreuzzug auf, um die heiligen Stätten der Christenheit zu befreien. Allerdings war Jerusalem zum Zeitpunkt des „Kreuzzugaufrufs" im Jahr 1095 schon im Besitz der Seldschuken, die christliche Pilger weitgehend ungestört gewähren liessen. Eine religiöse Begeisterung wurde in Westeuropa hervorgerufen, die teilweise fanatische Züge annahm: So wurden im Rheinland mehrere jüdische Gemeinden von Christen regelrecht vernichtet, quasi als „Einstieg" in den Kreuzzug.

Als die verschiedenen Kreuzfahrerheere Ende 1096 die byzantinische Hauptstadt Konstantinopel erreichten, traten weitere Probleme auf: Obwohl die Byzantiner gar nicht beabsichtigt hatten, einen Kreuzzug herbeizurufen (sie hatten vielmehr auf Söldner aus Europa gehofft) und den Kreuzfahrern auch nicht ganz ohne Grund misstrauten, unterstützte Alexios sie zunächst, zumal sie ihm einen Treueeid geschworen hatten und die Kreuzfahrer ebenfalls auf den Kaiser angewiesen waren. Im Frühjahr 1097 machte sich das Heer auf den Weg, und bald schon stellten sich erste Erfolge ein, wie die Eroberung von Nikaia, das vertragsgemäss an die Byzantiner übergeben wurde. Nach schweren Kämpfen, unter anderem bei der Einnahme Antiochias, endete dieser Kreuzzug mit der Rückeroberung Jerusalems im Juli 1099, bei der es zu blutigen Massakern an den verbliebenen Bewohnern kam – ungeachtet der Religionszugehörigkeit. Es folgte die Entstehung der Kreuzfahrerstaaten. Byzanz hatte zwar Teile Kleinasiens zurückgewonnen, stand dieser Entwicklung im Heiligen Land jedoch mit Misstrauen gegenüber, was bald schon zu Kämpfen mit dem Fürstentum Antiochia führte.

Die so genannten Kreuzfahrerstaaten erwiesen sich jedoch auf die Dauer dem moslemischen Druck nicht gewachsen: die meisten Adligen waren schon kurz nach dem Fall Jerusalems wieder abgereist; zurück blieb keineswegs nur die Elite. Die feudal organisierten Kreuzfahrerstaaten waren aufgrund der geringen katholisch-christlichen Bevölkerungsanzahl auf Nachschub aus Europa angewiesen, was diesen Staaten einen gewissen „kolonialen" Charakter verlieh. Andererseits kam es zu einem durchaus bemerkenswerten Wandel im Verhältnis zwischen Christen und Muslimen: Fortan lebten sie in der Regel durchaus friedlich zusammen, den Muslimen wurde in Grenzen eine freie Religionsausübung gestattet, desgleichen ihnen eine eigene Gerichtsbarkeit zugestanden. Auch gegenüber den anderen christlichen Konfessionen verhielten sich die katholischen „Franken" (so wurden die Kreuzritter vor allem in arabischen Quellen genannt) durchaus tolerant, vor allem diejenigen, die schon längere Zeit im Nahen Osten gelebt hatten und mit den dortigen Sitten und Gebräuchen vertraut waren. Diese Entwicklung war ebenfalls eine direkte Konsequenz der zu geringen Zahl zurückgebliebener Kreuzfahrer, die sonst den eroberten Raum nicht zu kontrollieren vermocht hätten – was aber ohnehin nur in gewissen Grenzen möglich war. Auch die Juden hatten in



Die Kreuzfahrerstaaten

den Kreuzfahrerstaaten eine wesentlich bessere Stellung als in Europa und wurden in Outremer (frz. „jenseits des Meeres"), wieder anders als in Europa, nach der Eroberung Jerusalems auch nie das Opfer von Pogromen.
Auch wenn es den Kreuzfahrern teils sogar gelang, die verfeindeten muslimischen Reiche, die sie umgaben, gegeneinander auszuspielen, so war die militärische Situation doch immer äusserst schwierig. Der letztendlich erfolglose zweite Kreuzzug (1147-1149) hatte bereits das Ziel, die bedrängten Kreuzfahrerstaaten zu entlasten. Nach der Schlacht von Hattin 1187, in der faktisch das gesamte militärische Aufgebot des Königreichs Jerusalem geschlagen worden war, fiel gar Jerusalem wieder in moslemische Hände. Die nachfolgenden Kreuzzüge, die diese Entwicklung umkehren sollten, hatten wenig Erfolg, teils aufgrund unzureichender Planung oder strategischer Fehler, teils aufgrund der Uneinigkeit bei der Führung des Oberkommandos: wie etwa beim dritten Kreuzzug, wo der Hauptteil des Heeres aus Franzosen und Engländern bestand, die einander feindlich gesinnt waren.
Der vierte Kreuzzug endete gar 1204 mit der Eroberung und Plünderung Konstantinopels, der damals grössten christlichen Stadt der Welt, durch Kreuzritter, die damit den Schiffstransport durch die Flotte Venedigs „bezahlten"; der Papst, der sich angesichts der Gräueltaten der Kreuzfahrer darüber im Klaren war, dass damit eine Kirchenunion mit der Orthodoxie praktisch unmöglich wurde, verurteilte diese Aktion denn auch auf das Schärfste, was jedoch faktisch ohne Wirkung blieb.
Die Republik Venedig hatte somit ihren grössten Konkurrenten im Orienthandel dauerhaft geschwächt, der Nimbus der Kreuzzüge nahm damit freilich dauerhaft Schaden, zumal in diesem Zusammenhang das Byzantinische Reich von einer intakten Grossmacht zu einer (nach der Rückeroberung Konstantinopels 1261) Regionalmacht degradiert wurde. Ausserdem wurde das Verhältnis der orthodoxen Völker zu Westeuropa für Jahrhunderte schwer belastet. So wandten sich die Russen auf Jahrhunderte fast vollständig von Europa ab.
Die Kreuzzüge hatten damit endgültig ihren ursprünglichen Charakter, der in der Rückeroberung des Heiligen Landes lag, verloren. Die Kreuzzüge in die Levante endeten 1291 mit dem Fall von Akkon, der letzten Kreuzfahrerbastion.

Das Leben im Kloster

Die Zahl der Klöster hatte im Frankenreich im Lauf der Jahrhunderte stark zugenommen. Seit der Herrschaftszeit des ersten Karolinger-Königs und seit dem Wirken des Bonifatius nahmen mehr und mehr Klöster die schon um 530 in Süditalien aufgeschriebene „Regel des heiligen Benedikt" an. Benedikt von Nursia hatte mit dieser Regel das Zusammenleben und den Tageslauf der Mönche in dem von ihm auf dem Monte Cassino bei Neapel gegründeten Kloster (von lat. *claustrum*, wörtl.: „Abgeschlossenheit") festgelegt. Es wurde zum Musterkloster für das gesamte europäische Klosterwesen.
Mönche oder Nonnen wurden solche Menschen, die sich aus der Welt mit ihren Freuden und ihren Bindungen zurückziehen wollten, um in der Gemeinschaft mit anderen, die ebenso dachten wie sie, alle Tage nur für Gott zu leben. Manche waren aber auch aus dem weiteren Beweggrund in ein Kloster eingetreten, dass sie als Klosterbrüder bzw. -Schwestern wirtschaftlich versorgt waren. Fünfmal bei Tage und zweimal in der Nacht versammelten sich die Mönche in ihrer Klosterkirche zu Gebeten und zum Psalmen-Singen. Bei den Mahlzeiten las einer der Klosterbrüder den anderen aus Lebensbeschreibungen von Heiligen vor. Mönche durften keinen privaten irdischen Besitz haben und lebten ehelos. Sie waren dem Abt zum Gehorsam verpflichtet. Dementsprechend legten die Mönche bei ihrem Eintritt ins Kloster drei Gelübde (Versprechungen) ab: Sie gelobten Armut, Keuschheit (Ehelosigkeit), Gehorsam. Untätigkeit galt als Verführung zur Sünde. Deshalb schrieb die Regel vor, dass die Mönche mehrere Stunden am Tage arbeiteten und mehrere Stunden lasen. Die Klostergemeinschaft sollte alles herstellen, was sie zur Ernährung, zur Kleidung und an sonstigen Dingen brauchte. Ein Teil der Mönche arbeitete auf den Feldern, ein Teil im Klostergarten, wieder andere arbeiteten handwerklich oder fertigten in ausdauernder Arbeit als Abschreiber oder als Schreiber Pergamenthandschriften und Bücher an, die sie zum Teil mit Buchmalerei (Miniaturen) oder mit schön ausgemalten Anfangsbuchstaben (Initialen) verzierten. Ohne die Schreibkunst und den

bewahrenden, die überkommene Kultur pflegenden Sinn der Mönche, die auch weltliche Bücher abschrieben, wären die Schriften von Livius, Caesar, Vergil und vieler anderer römischer oder ins Lateinische übersetzter griechischer Autoren des Altertums gar nicht zu unserer Kenntnis gelangt. Wir besitzen heute vielerlei Texte in althochdeutscher Sprache. Das wäre nicht der Fall, wenn die Mönche sie nicht aufgeschrieben hätten. So wie die Klöster einen entscheidenden Beitrag zur Überlieferung der geistigen Kultur der lateinischen und griechischen Antike leisteten, so auch für die Weitergabe der antiken Gartenkultur. Sie brachten manche Pflanzen und Kräuter, die den germanischen Völkern unbekannt waren, in den Raum nördlich der Alpen und östlich des Rheins und gaben die Kenntnis der Veredelungstechniken weiter.
Seit dem 6. Jh. wurden ausser den Mönchsklöstern auch Frauenklöster für Nonnen gegründet. Nonnen verrichteten keine Feldarbeit, wohl aber Arbeit im Garten. Im Hochmittelalter wurden einige Frauenklöster für ihre Teppichstickerei weitberühmt. Zu den Aufgaben aller Klöster gehörte von Anfang an die Pflege von Kranken. In den Männerklöstern lebten und wirkten neben den Mönchen, die zum Priester ausgebildet und geweiht worden waren, „Laienbrüder", auch dienende Brüder genannt, d.h. Mönche ohne geistliche Ausbildung. Auch sie unterwarfen sich den strengen Verhaltensregeln, nahmen an den sieben „Stunden", den fünf täglichen und zwei nächtlichen Klostergottesdiensten, teil, konnten aber solche Gottesdienste nicht als Priester leiten. Während der gottesdienstfreien Zeiten waren sie auf dem Feld oder im Garten oder im Haus vor allem mit den einfacheren Hilfstätigkeiten beschäftigt. Die Gottesdienste des Klosters waren nicht für die Bevölkerung, sondern nur für die Klostergemeinschaft und Gott gedacht. Sie wurden in allen ihren Teilen in der lateinischen Kirchensprache abgehalten und bestanden in der Hauptsache aus langen, fest gefügten, in Klosterweise (psalmodierend) gesungenen Gebetstexten, die teils als Chorgesang, teils als Wechselgesang zwischen Priester und Klosterchor gesungen wurden.
Im Frankenreich wurden die Klöster vielfältig mit Ländereien beschenkt und wurden auf diese Weise zu reichen Grundherren. So waren zwar nicht die einzelnen Mönche vermögend geworden, wohl aber das Kloster. Die grossen Klöster beschäftigten Knechte aus ihrem grundherrlichen Gesinde als Handwerker in besonderen Werkstätten auf dem Klostergelände. Von Adligen wurden die Klöster als Versorgungsstätten für einen Teil ihrer Söhne und die Töchter benutzt, die sie nicht hatten verheiraten können. Als Nonnen und Mönche konnten sie zwar kein adliges, aber ein Leben ohne wirtschaftliche Not führen. Die Äbte (Äbtissinnen), die den Klöstern vorstanden, entstammten fast immer Adelsgeschlechtern. Die Angehörigen der Klostergemeinschaft lebten in dem Widerspruch, dass sie persönlich besitzlos, ihre Klostergemeinschaft aber als Grundherr sehr reich war. Immer wieder hat der Reichtum der Klöster dazu geführt, dass Mönche und Nonnen das Leben von Reichen, nicht ein Leben der Entsagung führten. Durch die Jahrhunderte des Mittelalters hindurch haben immer wieder Reformbewegungen, die von einzelnen Klöstern ausgingen, die alte Ordnung des Klosterlebens und die strenge Beachtung der Regel des heiligen Benedikt in grossen Teilen Europas durchgesetzt.

Politische Geschichte des Mittelalters

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation

Die sich seit dem 12. Jahrhundert verstärkenden zentrifugalen Kräfte im Deutschen Reich wurden vor allem durch den Machtkampf zwischen Staufern und Welfen, d.h. dem Kampf zwischen den beiden mächtigsten Geschlechtern im Reich gestärkt. Machtzentrum der Staufer war Südwestdeutschland, wo sie ausgedehnten Besitz der Salier geerbt und die schwäbische Herzogswürde innehatten. Hier zeichnete sich ein staufischer Machtkomplex als Basis der Königsherrschaft Friedrichs I. ab; durch Inbesitznahme „heimgefallener" Lehen, durch Burgenbau und Städtegründungen sollte diese Machtbasis gesichert werden. Friedrich wollte damit ein Königsterritorium schaffen, das der Krondomäne des französischen Königs vergleichbar war.
Friedrich I. strebte auch nach Ausbau seiner Königsmacht in Italien, wo er etwa 16 seiner 38 Regierungsjahre verbrachte. Vor allem die reichen Städte Oberitaliens standen im Zentrum seiner Italienpolitik.

Ähnlich wie der König bauten auch die Fürsten ihre territoriale Stellung aus. Dies galt auch für den Welfen Heinrich den Löwen. Er eroberte östlich der Elbe das Slawenland, gründete Städte, baute Burgen und erweiterte sein Hausgut auf Kosten des sächsischen Adels. Im Norden und Nordosten Deutschlands konnte er sich dadurch eine Machtbasis schaffen, die ihm als Territorialherrn und Herzog in Bayern und Sachsen eine fast königliche Stellung verlieh.

Auf die Dauer war dies für den Stauferkönig nicht tragbar. Als Heinrich der Löwe sich 1178 weigerte, Friedrich I. Heeresfolge gegen die Aufständischen in Oberitalien zu leisten, nahm Friedrich die Klagen sächsischer Grosser über den mächtigen Herzog zum Anlass, Heinrich vor das Hofgericht zu laden. Hier wurden dem Welfen die Herzogtümer Bayern und Sachsen aberkannt, er selbst nach England verbannt.

Da Friedrich die Lehen des Welfen nicht für das Reich einziehen konnte (im Reich verpflichtete das Lehnsrecht den Lehnsherrn, jedes Lehen nach dem Tode des Vasallen wiederzuverleihen, während es in Frankreich und England bei der Krone bleiben konnte), war er gezwungen, sie wieder zu verleihen und damit die Stellung der Reichsfürsten zu stärken. Reichsfürst war, wer sein Lehen unmittelbar vom König erhielt. Diese Spitzengruppe unter den weltlichen Grossen band den Adel in ihren Territorien lehnsrechtlich an sich. Auf die innere Entwicklung dieser „Landesherrschaften" konnten die Könige fortan immer weniger einwirken.

Trotz dieser Strukturprobleme der deutschen Königsherrschaft war die Autorität der Staufer ungebrochen, als Friedrich I. 1190 während des Kreuzzuges ums Leben kam. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich VI. konnte mittels einer Heirat sogar die Herrschaft über das sizilische Normannenreich erlangen. Jetzt zeichnete sich ein staufisches Grossreich ab, das von Apulien bis zur Nordsee reichte. Aber sein Plan, Deutschland fest mit Sizilien zu verbinden und in eine Erbmonarchie umzuwandeln, scheiterte nicht nur am Widerstand des Papstes, sondern auch an den Fürsten – und damit einmal mehr an den zentrifugalen Kräften im Reich.

Friedrich II. betrachtete Sizilien als Basis seiner Herrschaft. Hier versuchte er einen zentralistischen Staat aufzubauen, in dem feudale Strukturen kaum mehr eine Rolle spielten und der bereits viele Züge des frühneuzeitlichen absolutistischen Staates trug.

Für Friedrich II. war Deutschland nur noch ein Nebenland, dessen Hilfe er für die Absicherung seiner Herrschaft über Italien benötigte. Deshalb kam er den geistlichen und weltlichen Fürsten in vielen ihrer Ansprüche entgegen und überliess ihnen 1220 und 1232 durch zwei Reichsgesetze (*statutum in favorem principum*) die Münz-, Zoll- und Markthoheit sowie das Recht, Burgen zu bauen. Ausserdem verzichtete er auf weitere Städtegründungen. Faktisch hatte Friedrich damit die Territorialisierung des Reiches anerkannt und auf die Ausübung königlicher Rechte in den Gebieten der Landesherren verzichtet.

Die Zeit zwischen dem Tod des letzten Staufers und dem Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg (1273) wird als „Interregnum" bezeichnet. Wohl gab es in dieser Zeit deutsche Könige. Sie konnten aber keine reale Herrschaft ausüben, so dass der Ausbau der Landesherrschaften weiter fortschritt.

In Deutschland setzte sich jetzt endgültig das Prinzip der freien Königswahl seitens der Kurfürsten durch. Eine Spitzengruppe unter den weltlichen und geistlichen Fürsten beanspruchte das Recht, den König mit einfacher Stimmenmehrheit wählen zu können. Zu diesen Kurfürsten gehörten die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg und der König von Böhmen. Endgültig wurde diese Form der Königswahl in der „Goldenen Bulle" (1356) festgeschrieben.
1273 wählte das Kurfürstenkollegium den Grafen Rudolf von Habsburg zum König. Mit der Erwerbung Österreichs und der Steiermark für sein Haus legte er das Fundament für den späteren Aufstieg der Habsburger zur deutschen und europäischen Grossmacht. Mit der Aufgabe der Italienpolitik wurde auch die universale Reichsidee aufgegeben. Von nun an bestimmte nicht mehr universale Kaiserpolitik, sondern Hausmachtpolitik das deutsche Königtum: Nur der Herrscher, der im Reich über eine ausreichende territoriale Macht verfügte, vermochte sich gegen die Landesfürsten durchzusetzen.

England und Frankreich

Im Frankreich des 11. Jahrhunderts schien zunächst alles gegen eine Festigung des Königtums zu sprechen. Die Oberhoheit der Könige über die mächtigen Feudalherren war mehr Anspruch als Wirklichkeit. Als 1066 der Normannenherzog Wilhelm England eroberte, wurde der mächtigste Vasall als König von England ranggleicher Herrscher. Oft kümmerten sich die englischen Könige wenig um ihren französischen Lehnsherrn, und über Jahrhunderte hinweg bestimmte der Gegensatz zwischen England und Frankreich die Geschichte Westeuropas. Als 1154 der Normannenherzog Heinrich König von England wurde, herrschte er durch seine Ehe mit Eleonore von Poitou über fast ganz Nord- und Westfrankreich; die Macht der französischen Könige hingegen blieb faktisch auf die Krondomäne in der Île de France zwischen Paris und Orléans beschränkt.
Doch trotz vieler Rückschläge festigte sich ihre Autorität. Französische Historiker betrachten das Jahr 1124, als König Ludwig VI: (1108-1137) sich gegen ein deutsch-englisches Bündnis behauptete, und das Jahr 1214, als König Philipp II. August (1180-1223) ein deutsch-englisches Heer bei Bouvines besiegte, als Wendepunkte in der Geschichte der Monarchie, die bewiesen hatte, dass sie sich mächtiger äusserer Gegner erwehren konnte. Im Innern trugen die wirksame Friedenswahrung in der Krondomäne, die Förderung der Städte und eine enge Zusammenarbeit mit der Kirche zur Festigung der Autorität der Könige bei. Dazu kam die Struktur des französischen Lehnsrechts, das im 12. Jahrhundert anders als in Deutschland auch die Vasallen der grossen Lehnsfürsten an den König band: Der Gehorsam, den sie ihrem Lehnsherrn schuldeten, durfte ihre übergeordnete Treuepflicht gegenüber dem König als dem obersten Herrn im Lehnssystem nicht beeinträchtigen. Der König konnte auch an ihn zurückfallende Lehen einziehen, der Krondomäne zuschlagen oder an königliche Prinzen verleihen. Ein unbestrittenes Erbrecht – der erstgeborene Königssohn war Erbe der Krone – trug zur Stabilität der Monarchie bei.
Nach dem Sieg von Bouvines blieben die englischen Besitzungen nördlich der Loire in der Hand der französischen Könige. Dies sicherte ihnen das Übergewicht über den Lehnsadel. Ihr Hof wurde zur Regierungszentrale; die zügige Rechtsprechung durch das Parlament von Paris, den obersten Gerichtshof, und die effiziente Verwaltung des Landes durch königliche Beamte sicherten den Frieden, so dass 1258 ein allgemeines Verbot der Fehde erlassen wurde.
Während der Jahrzehnte des Niedergangs der Staufer entfalteten die französischen Könige, die aufgrund ihrer führenden Rolle in der Kreuzzugsbewegung als vornehmste Fürsten der Christenheit galten, eine vorher nicht gekannte Aktivität im Innern und nach aussen. Am Ende des 13. Jahrhunderts hatte ihr Herrschaftsbereich das Mittelmeer erreicht, und sie begannen, bestimmenden Einfluss in Italien auszuüben. Erfolgreich bestand die Monarchie auch den grossen Konflikt mit dem Papsttum, der an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert ausbrach, als König Philipp IV. (1285-1314) den Besitz der französischen Kirche besteuern und sie zum Machtausbau heranziehen wollte. Papst Bonifaz VIII. wies dieses Ansinnen zurück und erneuerte den Anspruch auf Oberherrschaft über alle christlichen Könige, die ihm als Papst zustehe. Dem stellte der französische König seine aus dem römischen Recht abgeleitete monarchische Gewalt gegenüber, die von jeder Einschränkung frei sei.

Er liess sich diesen Anspruch vor einer Versammlung des französischen Klerus, des Adels und der Bürger bestätigen. Aus dieser Ständeversammlung entstanden die Generalstände, die Reichsangelegenheiten berieten und Steuern bewilligten, aber nicht zu einem Gegengewicht der Monarchie wurden. Philipp liess – ein einmaliger Vorgang – Papst Bonifaz verhaften und zwang seine Nachfolger, nach Avignon auszuweichen.

In der Geschichte Englands ist die Eroberung durch die Normannen im Jahre 1066 ein epochaler Einschnitt. Unter der Regierung Wilhelms des Eroberers wurde das Land zu einem Modell des Lehnsstaates. Jedes weltliche und geistliche Lehen hing unmittelbar vom König ab, und nur mit seiner Zustimmung durften Burgen gebaut werden. Mit Kanzlei und Schatzamt besassen die normannischen Könige eine effiziente Zentralverwaltung, die über die Sheriffs der Grafschaften das ganze Land erfasste. Die meist aus der Normandie und aus Frankreich stammenden Adligen und Bischöfe trugen als neue Führungsschicht entscheidend zur Durchsetzung der Königsherrschaft bei: Die französisch-normannische Kultur überlagerte die angelsächsisch-skandinavischen Traditionen und band das Land dauerhaft an Westeuropa.
Auch in England kam es nach dem Investiturstreit zu neuen Konflikten zwischen König und Kirche. Sie entzündeten sich an der Frage, ob und inwieweit die Geistlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit unterworfen waren. Als sich Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, auf die Freiheit der Kirche von weltlicher Gewalt berief und den Herrschaftsanspruch des Königs zurückwies, liess König Heinrich II. (1154-1189) den Erzbischof ermorden – eine Tat, die unerhörtes Aufsehen erregte, den König zu öffentlicher Busse zwang und das Grab des bald heilig gesprochenen Märtyrers in Canterbury zu einer der wichtigsten Wallfahrtsstätten der Christenheit machte.
Für die Entwicklung der englischen Monarchie waren aber die Auseinandersetzungen mit Frankreich wichtiger. An der Wende vom 12. zum 13. jahrhundert zeigten sich die Schwächen des weitgespannten, halb Frankreich umfassenden englischen Reichs. Die Könige hielten sich nur selten in England auf, wo sich die Barone gegen die rigorose Handhabung der Königsgewalt durch die Beamten auflehnten. Aussenpolitische Misserfolge König Johanns I. (1199-1216) stärkten die Stellung der Barone, und nach der Niederlage von Bouvines war der König 1215 gezwungen, die Rechte des Adels und der Kirche in der Magna Charta zu bestätigen. Diese Urkunde, die als Grundlage der Verfassungsentwicklung Englands gilt, band den König an das alte Recht und räumte den Baronen sowohl das Recht des Widerstands als auch die Mitwirkung bei der Festsetzung der Steuern ein. Kein freier Mann durfte ohne Gerichtsbeschluss verhaftet werden. Im Weiteren wurde der König verpflichtet, die Vertreter von Adel und Klerus in regelmässigen Abständen zu Reichsversammlungen einzuberufen. Nach einem weiteren Aufstand gestand König Heinrich III. (1216-1272) den Baronen im Jahr 1259 das Recht zu, einen Ausschuss zu bilden, der ihn beraten und die Verwaltung kontrollieren sollte. Doch auch das wirtschaftlich erstarkende Bürgertum beanspruchte Mitwirkungsrechte, und seit dem *Model Parliament* des Jahres 1295 wurde es üblich, dass auch Vertreter der Städte und des Adels der Grafschaften (*Gentry*) zu den Beratungen herangezogen wurden. Im Laufe der Zeit trennte sich das Parlament in das Oberhaus (*House of Lords*), in den die geistlichen und weltlichen Grossen sassen und das auch als oberstes Gericht fungierte, und in das Unterhaus (*House of Commons*) mit den Vertretern der Städte und Grafschaften. Eine „Volksvertretung" war das Parlament aber ebenso wenig wie die Ständeversammlungen auf dem Kontinent. Die Mitglieder wurden nicht gewählt, sondern vom König und den Sheriffs berufen; sie durften Beschwerden und Bitten vorbringen, die nach Bewilligung durch den König Gesetzeskraft erhielten. Seit 1297 stand aber fest, dass Steuern und Zölle nur mit Zustimmung des Parlaments erhoben werden durften. Damit war ein tragfähiger Ausgleich gefunden.

Die Schweiz im Mittelalter

1802-04 schrieb der deutsche Dichter Friedrich von Schiller sein Drama „Wilhelm Tell", in dem er diesen Schwur aufführte, den sich die Vertreter der drei Waldstätte gegenseitig geschworen haben sollen. Die Geschichte des Schwures und seinen Haupthelden Tell hatte Schiller, der auch Historiker war, in alten Innerschweizer Chroniken gefunden und für sein Drama zurechtgebogen. Wir wissen

heute - und auch Schiller wusste das - das sich die Szene so nicht abgespielt hat und auch die Figur Tell samt Apfelschuss eine Erfindung der alten Chronisten war. Was aber geschah wirklich gegen Ende des 13. Jahrhunderts in diesen Alpentälern?
Obwohl das Alpengebiet seit Kaiser Augustus zum römischen Imperium gehörte, interessierten sich die Römer nur für die Pässe und vielleicht auch für Metall- und Salzvorkommen. Die meisten Alpentäler mit ihrer spärlichen Bergbauernbevölkerung blieben von römischen Einflüssen fast völlig unberührt. Die Weltgeschichte ging lange Zeit spurlos an ihnen vorüber.
Im Zuge der Völkerwanderung sickerten allmählich alemannische Siedler ein, vermischten sich aber rasch mit der ansässigen gallorömischen Bevölkerung und übernahmen deren Wirtschaftsweise. Die grossen Adelsfamilien des Mittellandes, allen voran die Habsburger, interessierten sich wenig für die Bewohner der Waldstätte, wie das Gebiet schon bald genannt wurde, so dass die dortigen Bauern und lokalen Adligen während praktisch des ganzen Früh- und Hochmittelalters ein ziemlich unbehelligtes Leben fristeten. Die Täler von Uri, Schwyz und Unterwalden hatten nichts anzubieten, was einen adligen Landesherrn angezogen hätte. Der Gotthardpass war erst seit etwa 1230 von Mailand aus erschlossen worden und hatte neben den anderen Alpenübergängen eine noch untergeordnete Bedeutung.
Die politische Führungsschicht reicher Bauern und Viehhändler, in Uri und Schwyz seit Kaiser Friedrich II. reichsunmittelbar, d.h. nur dem Kaiser direkt verantwortlich, akzeptierte die ferne Schirmherrschaft der Habsburger, liess sich aber ansonsten nicht dreinreden.

Die Vorfahren des Hauses Habsburg sassen, soweit sie sich vor die Jahrtausendwende zurückverfolgen lassen, als Grafen im Elsass. Die Feste Habsburg im Aargau, nach der das Geschlecht seit etwa 1100 seinen Namen führte, ist im frühen 11. Jh. gegründet worden, und zwar am Nordrand eines wohl durch Erbschaft erworbenen Güterkomplexes, der gegen Süden bis an den Vierwaldstätter See reichte. Die Habsburger profitierten im 12. und 13. Jh. von der Gunst der staufischen Herrscher, in deren Gefolge sie häufig auftraten, aber noch mehr Nutzen zogen sie aus dem Aussterben bedeutender Dynastengeschlechter, deren Erbe sie antreten konnten. So übernahmen sie nach und nach die Hinterlassenschaft der Grafen von Lenzburg und der Grafen von Kyburg, ferner wesentliche Teile des zähringischen Erbgutes und nach 1283 den Besitz der Grafen von Rapperswil, der bis weit in die Innerschweiz hinein reichte. Bei der Wahl des Grafen Rudolf zum römisch-deutschen König 1273 zählten die Habsburger zu den bedeutendsten Territorialherren im südwestlichen deutschen Sprachraum, was zwangsläufig die Gegnerschaft einer ganzen Schar von Konkurrenten und Widersachern, die sich bedroht fühlten, auf den Plan rufen musste. Zu den prominentesten Gegnern gehörten neben grösseren Städten wie Bern oder Zürich und bedrängten geistlichen Herrschaften die Grafen von Savoyen, deren territorialpolitische Interessen sich mit den habsburgischen im Aareraum überschnitten.
Dass die paar Alpentäler von Uri, Schwyz und Unterwalden, ganz am Rande der habsburgischen Einflusssphäre gelegen, in den politischen Plänen eines fürstlichen Landesherrn, zu dessen Machtbereich reiche Städtelandschaften und an der Südostgrenze des Reiches (Österreich mit dem Zentrum Wien) weiträumige und geschlossene Territorien gehörten, keine nennenswerte Rolle gespielt haben können, liegt auf der Hand. Auch dass der Gotthardpass im späteren 14. Jh. als internationale Transitroute an Bedeutung deutlich gewann, vermochte Habsburgs Interesse an den Waldstätten nicht zu wecken. Denn 1363 war dem Hause Habsburg-Österreich die Grafschaft Tirol mit der erstrangigen Alpentransversale über den Brenner als Erbschaft zugefallen, und wer sich damals im Besitze der Brennerroute befand, hatte es kaum nötig, die Hand nach dem Gotthard auszustrecken.
Das eidgenössische Bündnissystem, zu Beginn des 14. Jh. auf die Täler von Uri, Schwyz und Unterwalden begrenzt, dürfte also anfänglich von den habsburgischen Territorialherren kaum als Dorn im Auge empfunden worden sein.

Nach dem Tod König Rudolfs im Juli 1291 breitete sich im ganzen Reich, namentlich aber in den habsburgischen Einflussgebieten, ein Gefühl der Unsicherheit aus, weil der Ausgang der Königswahl

völlig offen schien und sich manche Landstriche gegen die habsburg-österreichische Herrschaft aufzulehnen drohten. Unter der Führung des Konstanzer Bischofs aus dem Hause Habsburg-Laufenburg kam eine antiösterreichische Koalition von weltlichen und geistlichen Herren zustande, der sich auch Städte wie Bern und Zürich anschlössen und deren Losschlagen das nördliche Alpenvorland zwischen Bodensee und mittlerem Aareraum in einen einzigen Brandherd verwandelte. Bis 1292 gelang es Herzog Albrecht, dem späteren König, die Bewegung niederzuwerfen und mit massvollen Verträgen die Gemüter der Aufständischen zu beschwichtigen.
Des königlichen Schutzes beraubt, durch die grundherrlichen Besitzverhältnisse mit beiden Kriegsparteien verflochten, dürfte die politische Führungsschicht in den Waldstätten - nicht zuletzt auch im Interesse der breiten Bevölkerung - vor allem das Ziel verfolgt haben, nicht in diese Auseinandersetzungen hineingerissen zu werden. Vor dem Hintergrund dieser politischen Absicht ist die Abfassung des Bundesbriefes von 1291 zu sehen. Die drei Länder Uri, Schwyz und Nidwalden, offenbar vertreten durch Angehörige der sozialen Oberschicht, die das Sagen hatte, sicherten sich, indem sie ein älteres Bündnis erneuerten, zur Wahrung des Landfriedens durch Eidschwur gegenseitige Hilfe gegen äussere und innere Feinde zu. Interne Streitigkeiten sollten schiedsgerichtlich geschlichtet werden, und die gewaltsame Selbsthilfe blieb der richterlichen Genehmigung vorbehalten. Mit der gegenseitigen Garantie der Gehorsamspflicht gegenüber den rechtmässigen Herren sowie mit der Ablehnung fremder Richter wollte die lokale Führungsschicht ihre Machtposition festigen, und da nicht vorauszusetzen war, wann die unsicheren Zustände ein Ende nehmen würden, sollten all diese Bestimmungen unbegrenzt gültig bleiben.

Grenzkonflikte und Streit um die knappe Ressource Land waren in der mittelalterlichen Innerschweiz häufig, wurden aber nicht nur nach aussen ausgetragen, sie entbrannten auch immer wieder zwischen Urnern, Schwyzern und Unterwaldnern.
Der bekannteste und für die Entstehung der Eidgenossenschaft wichtigste Grenzstreit ist zwischen den Schwyzern und dem Kloster Einsiedeln ausgetragen worden. Seit dem 11. Jh. drangen unter dem landesherrlichen Schutz zunächst der Grafen von Lenzburg und später der Grafen von Habsburg Schwyzer Siedler auf klösterliches Gebiet vor, um zu roden und neue Heimstätten zu begründen, wobei sie vor Gewalttätigkeiten nicht zurückschreckten. Alle Versuche des vorwiegend von Mönchen aus dem süddeutschen Adel bewohnten Klosters, die Schmälerung seines Besitzes auf dem Rechtsweg zu verhindern, scheiterten an der Hartnäckigkeit der Schwyzer. Um 1300 bemühten sich die Habsburger, seit 1283 Schirmherren des Klosters, zunächst erfolgreich, den Konflikt zu dämpfen. Doch waren nach der Ermordung König Albrechts 1308 die Schwyzer nicht mehr zu halten: Sie eröffneten einen zermürbenden Kleinkrieg gegen das Kloster, und als dieses die Verhängung des Kirchenbannes über das Land Schwyz erwirkte, überfielen sie, erfüllt von Rachsucht, in der Dreikönigsnacht 1314 das Kloster, verwüsteten es unter gotteslästerlichem Schabernack und schleppten die Mönche als Gefangene weg. Diese Provokation konnte sich Habsburg-Österreich nicht bieten lassen. Wegen der doppelten Königswahl von Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen waren zwar die Kräfte der Habsburger im Reich militärisch und diplomatisch äusserst angespannt, dennoch entschloss sich Herzog Leopold, Friedrichs des Schönen tatkräftiger Bruder, die Strafexpedition durchzuführen, und so zog er im Herbst 1315 in Zug eine aus Rittern und städtischen Kontingenten zusammengesetzte Truppe zusammen, mit der er in das umstrittene Siedlungsgebiet vorstossen wollte, um die Schwyzer vom Klostergebiet zu vertreiben.
Bei den Eidgenossen scheint der Konflikt unterschiedliche Gefühle ausgelöst zu haben. Die Urner und Unterwaldner bekundeten kein Interesse an der Auseinandersetzung, die sie für eine reine Schwyzer Angelegenheit hielten, weshalb sie sich mit der österreichischen Herrschaft noch im Sommer 1315 auf einen Waffenstillstand einigten. Als dann im November 1315 Herzog Leopold mit seinem Heer losmarschierte, waren die Schwyzer offenbar auf sich selbst gestellt. Es gelang ihnen aber, am Morgarten die anrückenden Truppen Leopolds aus einem Hinterhalt zu überfallen und in die Flucht zu schlagen. Dieses Ereignis erregte weitherum Aufsehen, weil man einer aus bäuerlichem Fussvolk bestehenden Truppe keinen Sieg über ein Ritterheer zugetraut hatte. Gemessen an anderen

Niederlagen ritterlicher Verbände auf den Schlachtfeldern Europas gegen bäuerlich-städtische Kontingente - wir erinnern etwa an den Hundertjährigen Krieg zwischen Frankreich und England - muss die Niederlage Leopolds als harmlos bezeichnet werden. Tatsächlich gelang es in der Folgezeit den Habsburgern, gestützt auf Söldnerverbände aus anderen Teilen des Alpenraumes und dank einer offenbar wirkungsvollen Wirtschaftsblockade, die Eidgenossen stark unter Druck zu setzen und zu einem Waffenstillstand zu zwingen.
Um erfolgreich einen Langzeitkonflikt durchstehen zu können, hätten die Urner, Schwyzer und Unterwaldner über eine vielseitigere und weiträumigere Wirtschaftsbasis verfügen müssen. Ob der politischen Führungsschicht diese Erkenntnis schon am Ende des Morgartenkrieges, anlässlich des Waffenstillstandsvertrages mit Österreich, gekommen ist, bleibt unsicher. Die ersten, noch vorsichtigen Schritte zur Expansion sind jedenfalls bald nach 1320 unternommen worden: Die Schwyzer zogen um 1323, als der Morgartenkrieg erneut auszubrechen drohte, die Glarner auf ihre Seite, und die drei Länder schlossen mit der Stadt Bern einen Beistandsvertrag ab, während von Uri aus erste Verbindungen zum Urserental in Richtung Gotthard geknüpft wurden. All diesen tastenden Versuchen, weiträumigere Beziehungen anzubahnen, war noch keine lange Dauer beschieden. Zudem hatte Habsburg-Österreich als landesherrliche Ordnungsmacht noch längst nicht jeden Kredit verspielt. Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts verlor Habsburgs Territorialpolitik zwischen Alpen und Oberrhein dann aber immer mehr an Glaubwürdigkeit und wurde zeitweise sogar zum Gespött der mit wachsendem Selbstbewusstsein auftretenden Eidgenossen.
An eine territoriale Abgrenzung gegen Habsburg-Österreich dachte man eidgenössischerseits bis in die zweite Hälfte des 14. Jh. aber noch nicht. In den Bündnisverträgen, die 1332 Luzern und 1352 Zug mit den Eidgenossen von Uri, Schwyz und Unterwalden abschlossen, blieben die österreichischen Herrschaftsrechte für beide Städte vorbehalten. Die Beispiele von Luzern und Zug beweisen, dass man noch um die Mitte des 14. Jh. gleichzeitig zur Eidgenossenschaft gehören und unter habsburgischer Herrschaft stehen konnte. Erst im späteren 14. Jh., als sich aus dem Bündnissystem der gegenseitigen Hilfsverpflichtungen zur Friedenssicherung und Abwehr von Feinden eine Koalition von souveränen Stadt- und Landkommunen mit eigener Territorialpolitik entwickelt hatte, vertiefte sich die Grenze zwischen habsburgischem und eidgenössischem Boden.
Fest war diese Grenzlinie freilich nicht. Das Bündnissystem der Eidgenossen zählte um 1380 am Vorabend des Sempacherkrieges, einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Österreich von entscheidender Bedeutung, bereits acht souveräne Kommunen, so genannte Orte nach dem damaligen Sprachgebrauch. (Der nachmalige Ausdruck Kanton setzte sich erst im 19. Jh. durch.) Luzern war - wie erwähnt - bereits 1332 zur Eidgenossenschaft gekommen, 1351 folgte Zürich, mit dem Gebiet der Innerschweiz über die Fraumünsterabtei seit der Karolingerzeit herrschaftlich und wirtschaftlich eng verbunden, 1352 wurden Zug und Glarus angeschlossen, und 1353 trat Bern der Eidgenossenschaft bei. Von diesen acht Orten entwickelten vor allem die Städte eine aktive und aggressive Territorialpolitik, die mehrheitlich gegen die an Habsburg angelehnten Feudalherren und gegen die habsburgisch-österreichische Landesherrschaft selbst gerichtet war.
Die einzelnen Orte der Eidgenossenschaft bewiesen bei ihrem territorialpolitischen Vorgehen durchaus keine Einigkeit. Nicht selten brachen Rivalitäten aus, die sich bis zu bewaffneten Konflikten steigern konnten, wie der so genannte Alte Zürichkrieg zeigte, der sich zwischen Schwyz und Zürich aus dem Streit um das Erbe des 1436 verstorbenen letzten Grafen von Toggenburg entwickelte und nach kurzer Zeit die ganze Eidgenossenschaft in eine gefährliche Krise stürzte. Die territorialpolitischen Vorstossachsen der einzelnen Orte wiesen in völlig unterschiedliche Himmelsrichtungen: Bern, von der Nachbarstadt Freiburg nach deren Beitritt zur Eidgenossenschaft 1481 unterstützt, strebte gegen Westen, in den savoyischen Genferseeraum, Zürichs Interessen zielten gegen Norden und Osten, an den Rhein und Bodensee sowie auf die Bündnerpässe, Uri dagegen, mit Schwyz und Unterwaiden im Schlepptau, stiess nach Süden über den Gotthard vor, um sich den Zugang zur Lombardei zu sichern. Rivalitäten und Konkurrenzneid auf der einen, Zurückhaltung bei Expansionsbestrebungen ausserhalb der eigenen Interessensphären auf der anderen Seite stellten den Erfolg territorialpolitischer Bemühungen immer wieder in Frage, vor allem, wenn auf der Gegenseite eine

wohlorganisierte fürstliche Landesherrschaft stand wie Savoyen oder Mailand unter den Visconti und seit 1450 unter den Sforza.

In der zweiten Hälfte des 15. Jh. wurde die Eidgenossenschaft schliesslich in europäische Machtkämpfe verwickelt: Der französische König aus dem Haus Valois belehnte 1363 seinen jüngsten Sohn, Philipp den Kühnen, mit dem Herzogtum Burgund. Philipp überwarf sich mit seinem Vater und ging dazu über, eine eigenständige Machtpolitik zu betreiben. Er vergrösserte seinen Herrschaftsbereich durch den Erwerb Flanderns und der Freigrafschaft Burgund, während seine Nachfolger den burgundischen Länderkomplex noch mehr erweiterten. Auf diese Weise schuf die burgundische Nebenlinie des Hauses Valois ein mächtiges Feudalgebilde, das offiziell der französischen Krone und den Kaisern des Heiligen Römischen Reiches verpflichtet war, faktisch jedoch als unabhängiger Staat agierte. Mit Brabant und Flandern beherrschten die Herzöge von Burgund die wirtschaftlich stärksten Regionen des damaligen Europas. Die burgundischen Steuereinnahmen waren um ein Vielfaches höher als die des politisch und wirtschaftlich schwachen Heiligen Römischen Reiches. Das Haus Burgund betrieb eine expansionistische Politik, die auf die Herstellung einer territorialen Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Gebieten abzielte. Zu einer Auflösung der burgundischen Lehnsabhängigkeit von Frankreich kam es mit dem Vertrag von Arras (1435). Im selben Jahr verweigerte Burgund auch dem Kaiser den Lehnseid.
Besonders ehrgeizige Ziele verfolgte der seit 1467 herrschende Herzog Karl der Kühne, der die burgundischen Ländereien in ein Königreich umwandeln wollte. Zuvor wollte er jedoch durch die Eroberung des Herzogtums Lothringen einen geschlossenen, burgundischen Länderkomplex entstehen lassen. Karl der Kühne hatte keinen Sohn, weshalb das Aussterben des Hauses Burgund in direkter Linie drohte.
Die machtpolitischen Absichten Karls des Kühnen widerstrebten zwangsläufig den benachbarten Adligen, insbesondere dem König von Frankreich und dem römisch deutschen Kaiser, sowie den Reichsstädten und den geistlichen Feudalherren am Ober- und Niederrhein:
Der römisch-deutsche Kaiser Friedrich III. von Habsburg befürchtete den permanenten Verlust der habsburgischen Besitzungen im Elsass und Breisgau. Herzog Sigmund von Österreich, Regent von Tirol und Vorderösterreich, hatte diese Besitzungen 1469 an Karl den Kühnen verpfändet. Dieser hatte ihm dafür Unterstützung in seinem Konflikt mit der Eidgenossenschaft versprochen, die ihm 1460 den Thurgau entrissen hatte. Friedrich III. erkannte die hohe Wahrscheinlichkeit des Aussterbens der burgundischen Dynastie in männlicher Linie, weshalb er für seinen Sohn Maximilian Karls Tochter Maria von Burgund forderte. Im Gegenzug versprach Friedrich die Verleihung des Königstitels an Karl. Karl ging auf dieses Angebot zunächst nicht ein, sondern unternahm 1474 einen Feldzug gegen das Erzbistum Köln, der aber scheiterte. Danach stimmte Karl einer Verlobung seiner Tochter mit Friedrichs Sohn Maximilian zu. Friedrich und Sigmund waren aber nach wie vor um ihre elsässischen Besitzungen besorgt und erreichten durch Vermittlung des französischen Königs Ludwig XI. eine Annäherung an die Eidgenossenschaft.
1473/74 schlossen die vier elsässischen Reichsstädte Strassburg, Basel, Colmar und Schlettstadt und die Fürstbischöfe von Strassburg und Basel die Eidgenossenschaft sowie Herzog Sigmund von Österreich in Konstanz die «Niedere Vereinigung». Dieser Landfriedensbund richtete sich klar gegen die Expansionsbestrebungen Karls des Kühnen. Die vier Reichsstädte gewährten Herzog Sigmund einen Kredit von 76'000 Gulden, um die verpfändeten habsburgischen Besitzungen im Elsass wieder auszulösen. Zwischen Herzog Sigmund und der Eidgenossenschaft kam gleichzeitig ein weiterer Vertrag zustande, die sog. «Ewige Richtung», in der beide Parteien ihren Besitzstand anerkannten und einen ewigen Landfrieden bekräftigten. Damit erübrigte sich der Schutz durch Burgund, der sowieso nie geleistet worden war.
Der französische König Ludwig XI., der eigentlich Lehnsherr Karls des Kühnen war, versuchte systematisch auf diplomatischem Weg den Burgunderherzog zu schwächen. Die Herzöge von Burgund hatten sich während des Hundertjährigen Kriegs mehrfach mit England gegen die französische Krone verbündet. Karl selbst führte mit Ludwig XI. zwischen 1465 und 1472 verschiedentlich erfolglos Krieg. Der französische König scheute deshalb eine erneute Konfrontation mit seinem mächtigsten

Vasallen und hoffte auf ein Vorgehen der Eidgenossenschaft gegen Burgund, da diese ebenfalls eine expansionistische Politik betrieb, die auch auf burgundische Gebiete und das Elsass ausgerichtet war. Eine wichtige Rolle in den Verhandlungen zwischen Ludwig XI. und der Eidgenossenschaft spielte der Berner Niklaus von Diesbach, seit 1468 Rat und Kammerherr des französischen Königs. Durch die Vermittlung Diesbachs kam am 21./26. Oktober 1474 der erste Soldvertrag zwischen Frankreich und den acht eidgenössischen Orten sowie Freiburg i. Ü. und Solothurn zustande, in dem Ludwig der Eidgenossenschaft finanzielle und militärische Hilfe im Falle eines Krieges mit Karl dem Kühnen zusicherte. Bis zum Tod des Königs sollen der Eidgenossenschaft jährlich 20'000 Gulden gezahlt werden, im Fall eines Krieges mit Burgund weitere 20'000 Gulden vierteljährlich, solange Ludwig nicht in den Krieg eintritt. Den eidgenössischen Söldnern im Dienst Frankreichs wurden 54 Goldgulden pro Mann und Jahr in Aussicht gestellt. Die Rechnung ging für Ludwig insoweit auf, als dass Bern und Freiburg im Herbst 1474 tatsächlich zusammen mit den oberelsässischen Städten den Krieg gegen Burgund eröffneten.
Anlass für den Ausbruch der Feindseligkeiten war die Hinrichtung des burgundischen Landvogtes Peter von Hagenbach in Breisach am 9. Mai 1474. Der Bruder Hagenbachs verwüstete zur Rache im August des gleichen Jahres mit burgundischen und lombardischen Söldnern das obere Elsass. Die Niedere Vereinigung zog deshalb mit einem Heer in die Freigrafschaft Burgund und besiegte den burgundischen Heerführer in der Schlacht bei Héricourt vernichtend.
Im darauf folgenden Jahr unternahm Karl von der Freigrafschaft Burgund aus einen Feldzug gegen das Territorium der Eidgenossen. Zuerst plante er, gegen Bern vorzugehen, das er zu Recht als treibende Kraft hinter der anti-burgundischen Liga erkannte. Am 28. Februar 1476 nahm er nach kurzer Belagerung das von Bern und Freiburg besetzte Städtchen Grandson ein und liess die Besatzung von 412 Mann, die sich auf die Zusicherung freien Geleits ergeben hatte, an den Bäumen aufknüpfen. Die kurze Zeit der Belagerung hatte Bern genutzt, um ein grösseres Aufgebot zusammenzustellen und Karl entgegen zu ziehen. Am 2. März 1476 kam es in der Schlacht bei Grandson zum ersten grossen Treffen. Dabei mussten Karls Truppen eine Niederlage im Kampf gegen die bernisch-freiburgische Infanterie hinnehmen. Den Bernern und ihren Verbündeten gelang die Erbeutung von über 400 burgundischen Geschützen. Mangels Kavallerie konnten sie den Burgundern jedoch nicht nachsetzen, was Karl erlaubte, mit «nur» ca. 1000 Mann Verlusten aus dieser Schlacht herauszukommen.
Wenige Monate später hatte Karl in Lausanne ein neues Heer zusammengestellt und stiess erneut in Richtung Bern vor. Er schloss zuerst am 10./11. Juni 1476 die Stadt Murten ein, die von Bern zu ihrem westlichen Bollwerk ausgebaut worden war und über 2000 Mann bernische Besatzung beherbergte. Da Karl dabei auch die Grenzen des alten bernischen Gebiets verletzte, trat nun die Eidgenossenschaft in Erfüllung des Bündnisses mit Bern in den Krieg gegen Burgund ein. Durch die Belagerung Murtens blieb der Eidgenossenschaft genügend Zeit, ein Heer aller Orte und Verbündeten zusammenzustellen und Karl entgegen zu ziehen. In der Schlacht bei Murten am 22. Juni 1476 brachten sie dem Burgunderherzog die bisher vernichtendste Niederlage bei. Rund 10'000 Burgunder wurden getötet.
Karl der Kühne kehrte nach Burgund zurück und wandte sich im Herbst 1477 mit einem neuen Heer gegen das Herzogtum Lothringen. Erneut liess er sich auf eine aufwändige Belagerung ein, diesmal der lothringischen Hauptstadt Nancy. Am 5. Januar 1477 erreichte ein von Herzog René von Lothringen angeworbenes Heer von 8000 eidgenössischen Söldnern mit dem Aufgebot der Niederen Vereinigung die Ebene bei der Stadt und zerschlugen das burgundische Heer. In den Wirren der Schlacht bei Nancy verlor Herzog Karl der Kühne sein Leben.
Am 24. Januar 1478 unterzeichneten Maximilian von Habsburg als Erbe Karls des Kühnen, Herzog René von Lothringen, Erzherzog Sigismund von Österreich, die Eidgenossenschaft sowie die übrige Niedere Vereinigung den Frieden von Zürich. Die Vertragsparteien sicherten sich gegenseitige Neutralität zu und die Eidgenossenschaft stattete Maximilian für 150'000 Gulden die Freigrafschaft Burgund zurück.
Das Selbstbewusstsein der Eidgenossen war durch ihre Erfolge im Kampf gegen die Burgunder stark gewachsen. Wegen der inneren Uneinigkeit der Eidgenossenschaft kam es jedoch zu keinen

grösseren Gebietserweiterungen. Aber die durch die Siege gegen Burgund erstarkte Eidgenossenschaft konnte sich in Folge der Reichsreform Maximilian I. widersetzen und im Schwabenkrieg von 1499 ihre Selbständigkeit innerhalb des Reiches behaupten. Die Schlagkraft des schweizerischen Fussvolks bewog diverse europäische Herrscher dazu, bis ins 19. Jahrhundert Söldner aus der Schweiz anzuwerben. Die Überlegenheit der Infanterie auf dem Schlachtfeld, die durch die Taktik des Gewalthaufens der Eidgenossen begründet wurde, hielt bis zur Weiterentwicklung der Handfeuerwaffen im 16. und 17. Jahrhundert an.

Das Spätmittelalter: Krise und Neubeginn

Hunger und Pest

Einen scharfen Einschnitt in die Bevölkerungsentwicklung des mittelalterlichen Europa brachte die Grosse Pest von 1347/52. Es handelte sich dabei um die schwerste Pestepidemie, von der der Kontinent je heimgesucht wurde. Schätzungsweise ein Drittel der damaligen europäischen Bevölkerung, etwa 25 Mio. Menschen, fielen in den 5 Jahren bis 1352 der Epidemie zum Opfer.
Der Pest ging allerdings eine Kälteperiode vor, die als „Kleine Eiszeit" bezeichnet wird. Während im Hochmittelalter die klimatischen Bedingungen in Europa derart günstig waren, dass die Bevölkerung dank mehrerer Ernten im Jahr stark wuchs, kam es gegen Ende des Mittelalters zu einer lang andauernden Abkühlung. Durch die schweren und langen Winter war die Vegetationsperiode reduziert. Die Sommer waren nasskalt, so dass beispielsweise Weizen auf den Halmen verfaulte. Eine Folge war eine geringere Produktion an Nahrungsmitteln, die sich in Hungersnöten niederschlug, die erstmals seit dem 9. Jahrhundert die europäischen Bevölkerungszahlen wieder schrumpfen liessen. Zusammen mit der durch Hunger ausgelösten Mangelernährung konnte die Pest eine katastrophale Wirkung entfalten.

Europa war fast ein halbes Jahrtausend von der Pest verschont geblieben, als die Seuche vermutlich 1333 in China während einer Hungersnot ausbrach. Entlang der Seidenstrasse und über Indien gelangte sie mit grosser Geschwindigkeit an die Küste des Schwarzen Meeres, wo sie 1347 in den Lagern der dort lebenden Tataren und im gleichen Jahr schon in Konstantinopel wütete. Von hier

breitete sich die Seuche mit fliehenden, bereits angesteckten Kaufleuten und Schiffsbesatzungen nach Südeuropa aus.
Da die Pest im Mittelalter unheilbar war, erwies sich als wirksamster Schutz nur die Flucht. Deshalb verbreitete sich die Seuche von Südeuropa aus entlang der Handelswege, auf dem Seeweg schneller als über Land, innerhalb von zwei bis drei Jahren über ganz Europa. Noch 1348 war Spanien erreicht, ebenso Paris und die Häfen am Ärmelkanal. Von dort aus sprang sie nach England und Skandinavien über. Zu Ostern 1349 erreichte die Pest, aus Südeuropa kommend, auch das Deutsche Reich. Ein weiteres Jahr später war man schliesslich in ganz Mitteleuropa vor einer Ansteckung nicht mehr sicher.
Die Pesterreger werden von Nagetieren, vor allem von Ratten und deren Flöhen, auf den Menschen übertragen. Infiziert der Pestfloh dabei Hausratten, dann gelangt der Erreger sehr rasch massenhaft in die menschlichen Siedlungsräume. Die Krankheit kann beim Menschen zu Entzündungen, schwarzblau verfärbten Beulen und eiternden Geschwüren an den Lymphknoten führen. Dann spricht man von Beulenpest. Gelangen die Erreger durch Tröpfcheninfektion in die Atemwege, entsteht die sehr rasch verlaufende und fast immer tödliche Lungenpest. In beiden Fällen treten am ganzen Körper schwarze Flecken auf. Das ist der Grund, weshalb die Seuche auch als „schwarzer Tod" bezeichnet wurde.
Die Ausbreitung der Seuche wurde einerseits durch die schlechten hygienischen Verhältnisse in den mittelalterlichen Städten gefördert. Es gab weder Kanalisation noch Müllbeseitigung. Dazu kamen Engpässe in der Lebensmittelversorgung. Diese schwächten die Stadtbevölkerung zusätzlich physisch und machten sie für die Ansteckung empfänglicher. Ursachen dafür waren das Massensterben auf dem Land und die massenhafte Flucht der Landbevölkerung vor der Pest in die Städte. So konnten über Jahre keine Ernten eingebracht werden, was zur dramatischen Lebensmittelverknappung in den Städten führte.
Andererseits kannte man keine wirksamen Gegenmittel. Man benutzte beispielsweise Riechwässer zur „Reinigung" der Luft. Es gab aber auch Empfehlungen, den Regen zu meiden, da dieser angeblich die Pest weitertrage. Ebenso wirkungslos mussten das Räuchern und Verbrennen infizierter Gegenstände, der Aderlass oder bestimmte Diäten bleiben.
Der Seuche fiel 25 Mio. Menschen, etwa ein Drittel der damaligen europäischen Bevölkerung zum Opfer. Da die Pest neben den Menschenopfern auch zum fast völligen Erliegen der Wirtschaft, der Landwirtschaft, des Handwerks und des Handels, geführt hatte, setzte die Regeneration der Bevölkerung erst in der Mitte des 15. Jh., also rund 100 Jahre später, ein. Und erst zu Beginn des 16. Jh. erreichte die Bevölkerungszahl wieder ihre ursprüngliche Grösse.
Langfristig bewirkte und beschleunigte die Pest einen tief greifenden Wandel in der mittelalterlichen Gesellschaft Europas, der sich langfristig positiv bemerkbar machte. Die Entvölkerung ermöglichte einem grösseren Prozentsatz der Bevölkerung den Zugang zu Bauernhöfen und lohnenden Arbeitsplätzen. Unrentabel gewordene Böden wurden aufgegeben, was in manchen Regionen dazu führte, dass Dörfer verlassen oder nicht mehr wiederbesiedelt wurden (sog. Wüstungen). Die Zünfte liessen nun auch Mitglieder zu, denen man zuvor die Aufnahme verweigerte. Während der Markt für landwirtschaftliche Güter zusammenbrach, stiegen die Löhne in den Städten deutlich an. Damit konnte sich eine grosse Anzahl von Menschen einen Lebensstandard ermöglichen, der für sie vorher unerreichbar war. Die Städte bzw. deren Bevölkerung gehörten also paradoxerweise zu den „Gewinnern" der Pestepidemie.

Der Aufstieg der Städte

Um eine Stadt gründen zu können, brauchte es herrschaftlichen Schutz, der durch einen Adligen (Grafen, Herzöge, Bischöfe, aber auch Könige) geleistet wurde. Er war es auch, der den Bürgern den Platz für eine neue Stadt anwies und ihnen damit seinen Grund und Boden überliess. Dieser Adlige war der Herr über die Stadt und ihre Bürger und wurde Stadtherr genannt. Die Bürger - also diejenigen, die als Burgleute im Schutz seiner Burg lebten - waren ihm gegenüber als Gegenleistung zur Zahlung von Steuern und Abgaben verpflichtet. Darüber hinaus erliess der Stadtherr ein Stadtrecht, in dem das Zusammenleben der Bürger geregelt wurde: Es legte fest, nach welchen Regeln

der Handel auf dem Markt betrieben werden durfte, legte Zölle und Marktabgaben fest, bestimmte Masse und Gewichte, die in der Stadt gültig waren, legte fest, welche Münze galt.
Auch die Gerichtsbarkeit lag in den Händen des Stadtherrn, d.h. er bestimmte die Strafen bei Vergehen gegen das Stadtrecht und erhielt ein Teil der Bussgelder, die dafür zu zahlen waren.
Städte waren eine Schatzgrube für die Adligen. Da die meisten Städte auch Handelszentren waren, konnten sich die Adligen als Stadtherren durch die Zölle und Abgaben, die ihnen zustanden, bereichern. Dies führte zu einer Welle von Städtegründungen seit dem 12. Jh. (z. B. Freiburg im Breisgau und Bern durch die Zähringer, Winterthur durch die Kyburger, Baden und Brugg durch die Habsburger), für die in Stadtrechtsurkunden die Stadtrechte verliehen wurden.
Seit der Mitte des 11. Jh. begannen die Bürger der Städte ihr gewachsenes Ansehen und Selbstbewusstsein zur Geltung zu bringen. Sie widersetzten sich in wichtigen Fragen ihren Stadtherren. Auch wenn der Stadtherr in diesem Fall den Aufstand niederschlug, so hatten doch in der Mitte des 13. Jh. die meisten grossen Städte die Unabhängigkeit von ihrem Stadtherrn erreicht. Oft übernahmen dann die Zünfte die politische Macht.

Durch das Wachstum der Städte im Mittelalter und die dadurch verbundene Nachfrage an Waren hatten sich Handwerker zu Zünften zusammengeschlossen. Ihnen standen Zunftmeister vor. Da Zunftzwang herrschte, man also in der Zunft organisiert sein musste, wenn man in der Stadt einen Betrieb eröffnen wollte, gelang es den Zünften, die Zahl der Zulassungen zu begrenzen und so die Konkurrenz einzuschränken. Auch Werbung gab es nicht.
Die Mitglieder der Zünfte wohnten meist in eigenen Vierteln der Stadt. Dadurch wollte man erreichen, dass durch die bei einigen Handwerken entstehende Belästigung, z.B. Gerber, nicht die ganze Stadt stinkt. Zum Teil war es auch so, dass sich die Handwerker um den Wasserlauf des Ortes ansiedelten, weil sie dies für ihr Handwerk benötigen. Das beweisen heute noch die Strassennamen wie Webergasse, Bäckergasse oder Brunnengasse.
Durch die Bildung der Zünfte wurde die Feudalherrschaft abgelöst und die Zünfte gewannen an politischer Macht hinzu. Die Zünfte stellten Regeln und Vorschriften für ihre Gemeinschaft auf, die u. a. darin bestanden, Wachen (dadurch waren die Zünfte auch die Feuerwehr des Mittelalters) zu stellen. Weiterhin bestanden Regelungen für Zunftgebäude, Qualitätsbestimmung, Produktionsmenge, Preisniveau, Arbeitszeitregelung, Ausbildung von Lehrlingen, ausreichende und gesicherte Einkünfte, Schutz vor Konkurrenz, Sicherheit im Alter, fachliche Anerkennung. Des Weiteren sollte der Verkauf von importierten Waren verboten werden.
Jeder sollte die gleichen Chancen besitzen. Keine Zulassung von Konkurrenz ausserhalb der Zünfte. Erreicht wurde dies auch durch einen Zunftzwang, der ganz klar im Gegensatz zur Gewerbefreiheit stand. Ein Geschäft, das sich nicht der entsprechenden Zunft unterordnete, konnte nicht überleben: Waren ohne Zunftstempel durften nicht in der Stadt verkauft werden.
Den Meistern gehörten die Werkzeuge, sie hatten die finanziellen Mittel, um das für die Arbeit erforderliche Material zu kaufen. Meistens arbeiteten nur drei bis vier Gesellen oder Lehrlinge in den Handwerksbetrieben. Es waren Familienunternehmen, die Gesellen und die Lehrlinge wohnten im Haus des Meisters. Gesellen durften nicht heiraten.
Nicht jedem gelang es, in die Zünfte aufgenommen zu werden. Geld allein, um sich einzukaufen, reichte nicht immer. Es kam genauso darauf an, welchen Beruf der Vater ausübte. Unehrliche Berufe, wie z. B. der Scharfrichter, hatten nie die Möglichkeit, in eine andere Zunft aufgenommen zu werden. Man konnte die Zunftmitgliedschaft aber auch erben, welches wohl die kostengünstige und einfachste Art war, in eine Zunft zu kommen. Zusätzlich musste man eine Ausbildungszeit von zwei Jahren absolvieren, um den Meisterbrief zu erhalten. Vorzugsweise nahmen die Meister ihre eigenen Söhne in die Zunft auf. Auf diese Weise schafften sie sich unerwünschte Konkurrenz vom Leibe. Deshalb blieben viele Gesellen ihr Leben lang von ihrem Meister abhängig. Gesellen verdienten nur wenig, Lehrling verdienten nichts, bekamen aber Essen und Schlafen frei.
Die Zünfte wurden schnell sehr mächtig, weil sie sich wie eine heutige Gewerkschaft organisierten. Die Zünfte wählten einen Zunftrat, der ihre Interessen verfolgte. In den Städten besassen die Zünfte

hohes Ansehen, weil durch ihre Gelder die Stadt an Grösse und Ansehen wuchs. Sie bauten oft die öffentlichen Gebäude, Kirchen und Rathäuser.
In Zunftstädten wie Zürich galten Zunftverfassungen, die mit Grossem und Kleinem Rat, sowie dem Bürgermeister die Angelegenheiten der Stadt „demokratisch" (d.h. unter Mitwirkung aller Zunftmitglieder, nicht aber der anderen Teile der Stadtbevölkerung) regelten.

Im Zuge der regen Handelstätigkeit über grosse Distanzen hinweg, die sich mit den Städten als Knotenpunkten von Produktion und Handel etablierte, konnte der traditionelle Tauschhandel keine wirtschaftliche Grundlage mehr bilden. Bereits im 13. Jahrhundert übernahmen Kreditinstitute vor allem in Oberitalien (Florenz, Venedig) die Aufgabe, Waren vorzufinanzieren. Dazu bedienten sie sich u. a. des Wechsels. In die Zeit des Spätmittelalters fällt das Aufkommen eines neuen Zahlungsmittels, des Schecks. Als Verwaltungstätigkeit dieses neuen Geldgeschäftes bediente man sich im Europa des Spätmittelalters der Buchführung. Die Methode, Geld gegen Ware einzutauschen, galt zunächst nur für den Fernhandel. In den Städten setzte sich die Geldwirtschaft nur zögerlich durch.

Literatur:
Abelein, Werner u.a., Geschichte und Geschehen, Leipzig 2009, Bd. 1.
Gutjahr, Hans-Joachim (Hg.), Duden, Basiswissen Geschichte, Berlin 2003.
Die Abbildungen stammen aus gemeinfreien Quellen des Internets.